

Friedrich Ritschl*) (oder wie er sich in früheren Jahren bisweilen schrieb „Ritschel“, lateinisch immer „Ritschelius“) wurde geboren am 6. April des Jahres 1806 in einem Oertchen Thüringens, wo sein Vater damals Prediger war. Es ist oft, u. a. von Herrn Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit darauf hingewiesen worden, dass gerade aus den ländlichen Pfarrhäusern des protestantischen Deutschlands eine Menge der bedeutendsten Intelligenzen hervorgegangen. — Auch verdient Erwähnung, dass aus Thüringen und Sachsen, besonders seit dem Aufschwung der Philologie in Deutschland durch Friedrich August Wolf, eine namhafte Zahl ausgezeichnete Philologen gekommen ist, und zwar vornehmlich solche, die sich wie Ritschl der formalen Seite der Philologie, hauptsächlich der Exegese, Grammatik und Metrik gewidmet haben. Es genügt an diesem Orte die Namen Gottfried Hermann's und Karl Reisig's zu nennen.

Ritschl empfing seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Erfurt. Dort entfaltete damals eine höchst erspriessliche Thätigkeit der bekannte Philologe Franz Spitzner, ein Zögling der berühmten Anstalt Schulpforta, ein Mann,

*) Die zuverlässigsten, von ihm selbst controlirten Angaben über Ritschl's äusseres Leben finden sich in dem Werk „Männer der Zeit“ (Leipzig 1862) II, 340 und in der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 21. Oktober 1865 (Nr. 1164).

der sich auch durch gelehrte Schriften einen Namen gemacht hat, besonders aber als Lehrer, wie ich von manchem seiner Schüler, z. B. dem bekannten Ciceronianer Moritz Seyffert, gehört habe, äusserst anregend wirkte. Es ist nicht zu bezweifeln, dass grade Spitzner in Ritschl, der ihm im Jahre 1824 nach Wittenberg auf das Gymnasium folgte, jenes Interesse für die classischen Autoren erweckte, welches diesen zeitlebens beseelte. Als Beweis, wie früh der Geschmack für lateinische Poesie in Ritschl erwacht ist, kann dienen ein lateinisches Gedicht meiner Bibliothek, in guten Distichen, das im Auftrage seiner Mitschüler Ritschl zur Begrüssung des neuen Subconrektors des Wittenberger Gymnasiums zu Anfang des Jahres 1825 verfasst hat.

In demselben Jahre bezog Ritschl die Universität Leipzig, wo damals Gottfried Hermann auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit stand. Doch blieb Ritschl nur ein Jahr in Leipzig, und es ist guter Grund zu vermuthen, dass Hermann's Einfluss während dieser Zeit nicht besonders stark auf ihn gewirkt hat. Um so bedeutender war die Einwirkung Reisig's auf der Universität Halle, auf die Ritschl im Jahre 1826 übersiedelte. Reisig, der zu früh, im Alter von 36 Jahren, verstorben ist, eine ganz originelle Natur, muss es in hervorragender Weise verstanden haben, junge Männer an sich heranzuziehen, mit Begeisterung für ihr Studium zu erfüllen, und sie mit den Grundlagen methodischer Kritik bekannt zu machen. Obwohl es ihm nur vergönnt war, wenige Jahre in Halle zu wirken, nennen doch eine Menge tüchtiger Philologen seinen Namen, als den ihres Lehrers, mit grosser Achtung, darunter Männer wie Moritz Seyffert, Friedrich Haase und

Friedrich Ritschl. Dieser vor Allen hat Reisig stets das liebevollste Gedächtniss bewahrt.

Im Jahre 1829, in welchem Reisig starb, wurde Ritschl Privatdocent in Halle, und fand schon in dieser bescheidenen Stellung Beifall bei der studirenden Jugend. Im Jahre 1832 wurde er Professor Extraordinarius in Halle, 1833 ward er mit gleichem Range nach Breslau berufen und im folgenden Jahre dort zum Ordinarius gemacht.

Beinahe wäre Ritschl einige Zeit vorher unser Landsmann geworden. Wenigstens erinnere ich mich von ihm gehört zu haben, dass er als Privatdocent in Halle eine Berufung nach Wilna erhielt; doch entsinne ich mich nicht deutlich, aus welchen Gründen er sie ablehnte.

Ritschl's Thätigkeit in Breslau ward während der Jahre 1836, 37 durch einen Aufenthalt in Italien unterbrochen, hauptsächlich im Interesse seiner schon damals begonnenen Plautinischen Studien. Im Jahre 1839 ward er an die Universität Bonn berufen, die kurz vorher Näke und Heinrich verloren hatte, und dieser hat er mehr als ein Vierteljahrhundert angehört.

Wenn Ritschl schon in Breslau eine verdienstliche pädagogische Thätigkeit entwickelt hatte, so war diese doch durch die Lage der Universität und andere Umstände gehemmt. Zu voller Blüthe entfaltete sie sich erst in Bonn, welcher im Jahre 1818 gegründeten Universität damals die preussische Regierung ihre besondere Sorgfalt zuwendete.

Im Jahre 1854 wurde Ritschl Chef der Universitätsbibliothek, die er reorganisirte. Auch ward er Direktor der beiden Museen, welches Amt er später mit O. Jahn

theilte, der 1855 zur Ergänzung des schon alten Welckers nach Bonn berufen wurde. Ferner machte ihn der „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ 1863 zu seinem Präsidenten. Endlich war er auch Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission, welche nach dem in Preussen üblichen Modus die Candidaten des höheren Schulamts zu examiniren hat.

Als berühmter Gelehrter und anerkanntes Haupt einer zahlreichen, sich fortwährend mehrenden Schule, in einer eben so angenehmen als ehrenvollen Stellung, konnte Ritschl, der mehrfach an ihn ergangene Berufungen an andere Universitäten ablehnte, sich selbst und Andern beneidenswerth erscheinen. Doch bewährte sich auch an ihm das alte Sprichwort, dass man Niemand vor dem Tode glücklich preisen solle. Denn im Jahre 1865 nahm ebenderselbe in Folge langwieriger, ärgerlicher Differenzen mit seinem Collegen Jahn seine Entlassung aus dem preussischen Staatsdienste, und folgte einer Berufung an die Universität Leipzig, für die er schon bei Gottfried Hermann's Tod in Aussicht genommen war. Die Vorgänge bei jenen Differenzen zweier so namhafter Gelehrter sind damals viel besprochen worden, zumal da sie nicht bloß unter den Bonner Professoren, sondern sogar unter der studirenden Jugend heftige Zerwürfnisse zur Folge hatten. Mir scheint es, dass keiner der beiden Männer ganz von Schuld frei zu sprechen ist; doch lässt sich nicht ohne Grund vermuthen, dass, wie es zuweilen in ähnlichem Falle geschieht, Freunde und Anhänger Ritschl's und Jahn's die hauptsächlichste Ursache waren, dass jener Streit einen so fatalen, von Jahn selbst vielleicht kaum gewünschten Ausgang nahm. Für Jahn war die Sache noch in soweit

besonders gehässig, als sich Ritschl für seine Berufung nach Bonn sehr lebhaft interessirt hatte. Sicher steht, wie auch die Feinde Ritschl's anerkannt haben, dass sein Weggang ein unersetzlicher Verlust für die Universität Bonn war, und dass das Studium der klassischen Philologie daselbst einen Schlag erhielt, von dem es sich nie wieder erholt hat, um so weniger, als Jahn seit 1865 zu kränkeln anfang und einige Jahre später starb.

Ritschl's Thätigkeit war während seines Aufenthalts in Bonn längere Zeit durch eine schwere Krankheit ernstlich bedroht gewesen; allein seine Gesundheit stärkte sich wieder und zumal in Leipzig war sie bis zum Jahre 1875 im Ganzen recht günstig, so dass er an dem letzten Ort seiner Wirksamkeit mit staunenswerther Frische fortarbeitete. Nur ein eigenthümliches Fussleiden, welches selbst Gegenstand ärztlicher Dissertationen gewesen ist, verhinderte ihn während der letzten Jahre an der freien Bewegung ausserhalb des Zimmers und machte ihm auch sonst zu schaffen. Die Elasticität seines Geistes behielt er fast bis zur letzten Stunde. Zeugniß dafür die nach seinem Tode im Rh. M. publicirten „philologischen Unverständlichkeiten“. Er starb am 9. November des Jahres 1876.

Ritschl war von grosser Gestalt und angenehmem Aeussern. Sein Gesicht verrieth den Denker und Gelehrten.

Seine Manieren waren elegant, und wenn er wollte, war es ihm leicht Herzen zu gewinnen. Ohne dass man ihn einen Epikureer hätte nennen können, war er ein Freund heitern Lebensgenusses und angenehmer Geselligkeit, zumal in jüngeren Jahren. In religiösen Angelegenheiten stand er auf der linken Seite, seine politischen Ansichten waren sehr gemässigt, vielleicht eher conservativ

als liberal zu nennen. Er hatte nicht das Steife, Einseitige, welches man so oft bei deutschen Gelehrten findet, verfolgte vielmehr die verschiedenen Bestrebungen unserer vielbewegten Zeit in Staat, Religion und Gesellschaft mit Interesse. Was seine nicht philologische Lectüre betrifft, so zeigte er eine besondere Vorliebe für die französische Literatur, deren Werke er oft in die Hand nahm, um sich von den Mühen wissenschaftlicher Arbeiten zu erholen.

Unter den Tugenden seines Charakters verdient besonders Anerkennung seine materielle Uneigennützigkeit sowie die treue, aufopfernde Zuneigung, die er seinen Schülern stets bezeugte, obwohl ihm manche bittere Erfahrung menschlichen Undanks nicht erspart blieb. Auch verdankten viele derselben ihm nicht bloss ihre wissenschaftliche Schulung, sondern ebenso ihre, zuweilen auffallend rasche, Carrière. Möglich, sogar wahrscheinlich, dass Ritschl, wie ihm die Gegner öfter vorwarfen, gelegentlich die Leistungen der Seinigen überschätzte; doch ist nicht nöthig, solchen Irrungen egoistische, unedle Motive zu supponiren. Vielmehr lässt es sich aus der menschlichen Natur leicht erklären, dass zuweilen persönliche Anhänglichkeit und strenge Loyalität eines Schülers den wechselvollen Geschicken des Lehrers gegenüber bei diesem unbewusst auf die Beurtheilung der wissenschaftlichen Capacität des Betreffenden influirt hat. — Aber auch für andere Gelehrte, die nicht in den Kreis seiner Schule gehörten, zeigte er Interesse, und war gern bereit, sie zu fördern, wenn sie sich nur nicht gerade in die Reihe seiner erklärten und unversöhnlichen Widersacher stellten. So unterhielt er auch mit den meisten bedeutenden Philologen dieser Zeit, bis Krankheit ihn

hinderte, eine häufig sehr anregende, für die Wissenschaft erspriessliche Correspondenz.

Dass Ritschl ein hohes Gefühl seines Werthes hatte, wird nach dem, was von seinen Leistungen zu sagen ist, leicht begreiflich erscheinen. Wenn er zuweilen dasselbe mehr zur Schau trug als ihm dienlich und seinen Collegen angenehm war, so möge man zur Entschuldigung an die Worte des Tacitus denken, dass selbst bei Weisen die Begierde nach Ruhm und Anerkennung am spätesten überwunden wird. Dass sich ferner im Alter ein gewisses Misstrauen gegen Menschen bei ihm einstellte, wird man sich leicht aus manchen Erfahrungen seines wechselreichen Lebens erklären können.

Hiermit schliesse ich die Darstellung von Ritschl's Leben und Charakter. Wem sie zu kurz erscheint, der möge bedenken, dass gerade bei den Erforschern des klassischen Alterthums wegen ihrer mit den praktischen Interessen der Gegenwart wenig gemein habenden Aufgabe — welcher Nachtheil übrigens den grossen Vortheil mit sich bringt, ihnen überall und unter allen Verhältnissen die vollste Freiheit der Bewegung zu sichern — die Persönlichkeit des einzelnen Gelehrten weit minder in Betracht kommt als bei den Vertretern mancher anderer Wissenschaften, z. B. der Philosophie und Theologie.

Ich gehe jetzt zu dem zweiten, ungleich wichtigeren Theile meiner Aufgabe über, zur Schilderung von Ritschl's wissenschaftlicher und pädagogischer Wirksamkeit. Allein bevor ich dies Thema behandle, ist es nöthig, einige allgemeine Erläuterungen voranzuschicken, die bestimmt sind, als Grundlage dessen zu dienen, was ich über Ritschl zu sagen gedenke.

Philologie in der weitesten Bedeutung des Wortes ist, nach Böckh, Wiederaufbau des geistigen Lebens eines Volkes. Danach zerfällt die klassische Philologie, wie jede andere, in zwei Abtheilungen, die formale und die reale. Zur formalen gehören Grammatik, Metrik, Syntaxis, Rhetorik und Geschichte der Literatur, zur realen Alterthümer, sowohl öffentlicher als privater, weltlicher als religiöser Art, so dass sie Mythologie und Archäologie in sich schliesst, ferner Geschichte und Geographie, endlich alle specialen Wissenschaften.

Die formale Philologie beschäftigt sich ausschliesslich mit sprachlichen Denkmälern, und zwar hauptsächlich mit solchen, die handschriftlich, viel weniger mit denen, die inschriftlich vorliegen. Was die Kenntniss der specialen Wissenschaften im Alterthum betrifft, z. B. der Medizin, Agricultur, Kriegskunde, so kann man billiger Weise ihre genaue Kenntniss von keinem Philologen, selbst nicht von einem Realisten erwarten: sie gehören in das Gebiet der Fachmänner. Dass in jenen noch so vieles dunkel ist, hat seinen Grund darin zu suchen, dass so selten tüchtige Kenner des Latein und Griechisch sich mit Aerzten, Landwirthen, Militärs u. s. w. zu wissenschaftlicher Bearbeitung der bezeichneten Themen vereinigt haben.

In der Literaturgeschichte interessiren den formalen Philologen begreiflicherweise am meisten diejenigen Autoren, die nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch die Form der Darstellung bedeutend sind. Danach kommen für die formale Philologie literarhistorisch am meisten in Betracht die Dichter, dann die Redner, Historiker und Philosophen, da sich das Alterthum Werke rednerischen, historischen und philosophischen Inhalts ohne Vollendung

der Form nicht zu denken pflegte, zuletzt die Vertreter aller übrigen Fächer der Prosa, je in dem Maasse als sie beflissen waren, ihren Werken auch formale Vollendung zu geben, wobei freilich zu beachten ist, dass die Alten, auch wenn sie über Ackerbau oder Pferdezucht schrieben, weit mehr Werth auf stilistische Vollkommenheit legten, als die Neuern, die selbst in den höchsten Gattungen der Prosa nur zu oft dem Inhalt ausschliesslich ihre Sorgfalt widmen, unbekümmert um die Form.

Es leuchtet nun aber ein, dass reale und formale Philologie niemals ganz zu trennen sind. Z. B. kann bei Beurtheilung irgend welchen literarischen Produktes nie unbeachtet bleiben die Frage, wie weit der Autor den sachlichen Anforderungen, die man an ein Kunstwerk der Literatur zu stellen hat in Bezug auf Quellenbenutzung, Combination und Disposition, Genüge geleistet habe. Dazu bedarf es der Kenntniss von Realien; nicht minder in sehr vielen Fällen bei Kritik und Exegese einzelner Textes-Stellen. Andererseits ist es klar, da die wichtigste Quelle unserer Erkenntniss des Lebens der Alten zweifellos die sprachlichen Denkmäler sind, dass kein Realist seiner Aufgabe ohne gründliche formale Bildung genügen kann.

Der oft geführte Streit, ob die formale Abtheilung der klassischen Philologie oder die reale wichtiger sei, ist eigentlich abgeschmackt. Jede Wissenschaft trägt ihren Werth in sich. Auch ist eben nachgewiesen worden, dass beide Theile sich gegenseitig gar nicht entbehren können, so wenig wie die eine Hand des Menschen die andere.

Dagegen ist nicht zu leugnen, dass für den praktischen Gebrauch des Studenten die formale Philologie

viel gewichtiger ist als die reale, ihre Vernachlässigung ihm unberechenbaren Schaden bringt.

Es muss nämlich immer von neuem betont werden, je öfter es leider vergessen wird, dass die erste und wichtigste Aufgabe eines akademischen Professors der klassischen Philologie die ist, tüchtige Gymnasiallehrer der alten Sprachen zu bilden, gegen welche Verpflichtung die andere, aus der grossen Menge die wissenschaftlich am meisten Befähigten hervorzuziehen und durch geeignete Uebungen zur akademischen Carrière vorzubereiten, durchaus in den Hintergrund treten muss. Denn solcher, die sich zu dieser schwierigen Laufbahn entschliessen, werden stets nur Wenige sein, auch macht sich wirkliches Talent und ungewöhnliches Streben in der Wissenschaft meist schon von selbst bei den hergebrachten Disputationen und sonstigen Uebungen der Studenten geltend; ferner pflegen regsamere Naturen sehr gern freiwillig bei den Professoren über die Probleme der wissenschaftlichen Methode, die am meisten empfehlenswerthen Bücher und sonstigen Hülfsmittel des Studiums, endlich über die geeignete Wahl von Themen selbständiger Arbeiten sich zu unterrichten.

Die Heranbildung tüchtiger Gymnasiallehrer interessirt immer eine ganze Provinz, häufig ein ganzes Land. Denn wenn die Grundlage der liberalen und humanen und zugleich gediegenen Jugendbildung die klassischen Autoren sein sollen, was ist wichtiger als dass die Gymnasien mit Lehrern versehen werden, die gründlich mit dem Geist des klassischen Alterthums vertraut sind, und vor allem mit den Autoren des Schulgebrauchs? Wogegen die Heranbildung blosser Gelehrter, wenn auch für die Wissenschaft

höchst dankenswerth, für die praktischen Zwecke gründlicher und zweckmässiger Jugendbildung nur mittelbar in Betracht kommt.

Ist es also die erste Aufgabe der philologischen Professoren, Gymnasiallehrer zu bilden, so ergibt sich von selbst, dass jene hauptsächlich solche Collegien halten, solche Uebungen veranstalten müssen, die diesen am meisten erspriesslich sind. Danach kann es keinem Zweifel unterliegen, dass dem praktischen Nutzen besonders dienen die Fächer der formalen Philologie, durch die uns der so schwierige als kunstvolle Bau der alten Sprachen erschlossen wird. Denn die Sprache ist unbezweifelt das edelste, eigenthümlichste und wichtigste Gut des Menschengeschlechts.

Wollte man das Gebiet der realen Philologie zur Grundlage der Jugendbildung machen, so könnte das Resultat kaum ein anderes sein, als ein wüster und zugleich von jeder Vollständigkeit sehr ferner Notizenkram in den Köpfen der Schüler. Nicht das Studium der That-sachen, in den klassischen Schriftwerken über Geschichte und Cultur des Alterthums mitgetheilt, die von den Schülern der Gymnasien häufig gar nicht nach Gebühr gewürdigt werden können, deren Kenntniss auch nicht selten der Jugendbildung wenig förderlich ist, sondern das Verständniss der grammatischen, syntaktischen, rhetorischen und metrischen Vollendung, wie sie sich zumal bei den grössten Autoren der alten Welt zeigt, bietet das geeignete Feld für jene Gymnastik des jugendlichen Geistes, der man vergeblich die Beschäftigung mit den formal meist sehr entarteten neueren Sprachen oder mit den sogenannten exakten Wissenschaften hat substituiren wollen. Diese

letztgenannten hätten vielleicht eher als Surrogat dienen können, wenn sie nicht für das jugendliche Alter zu schwierig oder zu trocken wären, einseitiger Verstandesbildung dienten, endlich ganz des idealen, zumal ethischen Fonds entbehrten, der für die Jugend unerlässlich ist. Hiermit ist natürlich keineswegs gesagt, dass die exakten Wissenschaften, wenn sie einem gereiften Auditorium vorgetragen werden, der Unsittlichkeit oder dem Nihilismus Vorschub leisten.

Wenn also der Schwerpunkt der Lehrthätigkeit innerhalb der Gymnasien in der möglichst gründlichen Erfassung und Durchdringung der klassischen Sprachen, in dem möglichst genauen Verständniss der formalen Kunst der vorzüglichsten Autoren des Alterthums beruht, so ist ersichtlich die Hauptaufgabe der Universitäten die tüchtige formale Durchbildung der philologischen Studenten.

Fragt man nun, welche Lectionen hauptsächlich zu diesem Zweck dienlich sind, so ergibt sich als nothwendigstes Bedürfniss griechische und römische Literaturgeschichte, da diese dem Studenten Gebiete eröffnet, Gesichtspunkte erschliesst, Ideen anregt, die er durch die propädeutische Bildung der Gymnasien unmöglich gewinnen konnte. Dann kommen Grammatik und Metrik. Von den Autoren werden zumeist diejenigen sich zur Exegese eignen, welche für die Bedürfnisse der Schule am wichtigsten sind, zumal dieselben grösstentheils durch formalen und sachlichen Werth eine hervorragende Stellung einnehmen, auch sich an die meisten eine solche Menge, theilweise noch ungelöster, wissenschaftlicher Probleme knüpft, dass sie auch zur Erschliessung wissenschaftlicher Methode die erspriesslichsten Dienste leisten.

Es würden also von den Griechen hauptsächlich in Betracht kommen: Homer, die Tragiker, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato, Demosthenes, Lysias und Isocrates, von den Römern Cicero, Caesar, Sallust, Livius, Tacitus, Virgil, Horaz, Ovid, Phaedrus.

Es veranlasst mich auch ein wissenschaftliches Princip, das freilich auf manchen Widerspruch stossen dürfte, mir aber unerschütterlich feststeht, zu der Forderung, dass die Professoren bei ihren Interpretationen von den anerkannten Mustern der besten Zeit der Literatur ausgehen. Ich bin nämlich der Meinung, dass die Forschung von den vollendetsten Repräsentanten jeder Gattung des Stiles ihren Anfang nehme, und von diesen aus die vorklassischen und nachklassischen Autoren gleicher Art kritisch durchmustere. Denn alle Anfänge jeder Literatur sind für uns in Dunkel gehüllt, so dass bei den ältesten Denkmälern derselben nur zu oft das archimedische *δός μοι ποῦ στῆς* seine Berechtigung hat. Nun erlangen die nachklassischen Denkmäler, wie sich von selbst versteht, ihr volles Verständniss erst durch Bekanntschaft mit den klassischen. Betrachtet man überhaupt die klassischen Monumente der Litteratur als den Mittelpunkt seiner Studien, stützt man sich auf die Kenntniss des goldenen Zeitalters, dessen formale Vollendung in Sprache und Metrik eine im Ganzen gesicherte Grundlage positiven Wissens bietet, von dem man bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung ausgehen muss, so wird man vermögen, durch allmähliges Rückwärts- und Vorwärtsschreiten, besser die Eigenthümlichkeiten der vorklassischen und nachklassischen Autoren zu ergründen, als wenn man von ihnen die gelehrte Forschung anfinde. Erst wenn man die

grammatischen und metrischen Gesetze einer Sprache in ihrer höchsten Entwicklung gehörig inne hat, kann man die Ausnahmen von der Regel gebührend würdigen. Es würde also, um meine Ansicht durch ein Beispiel zu illustriren, für einen Gelehrten, der sich mit Plautus beschäftigen wollte, die praktischste Reihenfolge der Lecture und des Studiums folgende sein: Virgil, Catullus, Lucrez, Lucilius, Terenz, die Fragmente der Dramatiker von Caesars Zeit bis auf die des Plautus. Uebrigens versteht sich, dass, wann immer sprachliches und metrisches Material aus den Zeiten vor dem ersten nicht fragmentarisch erhaltenen Vertreter eines Literaturzweiges vorliegt, auch dieses gebührend verwerthet werden muss, dass ferner, wo dieses fehlt oder nicht ausreicht, die Resultate der Sprachvergleichung für die vorliterarische Zeit in Anspruch zu nehmen sind, natürlich mit Mässigung und Besonnenheit. Sagt man nun, es liesse sich mit der von mir empfohlenen Methode, höchstens eine relative, nimmermehr eine absolute Sicherheit der gewonnenen Resultate erlangen, so entgegne ich, dass, wie auch Ritschl anerkannt, überhaupt bei den Anfängen der Literatur, also, auf die klassischen Sprachen angewendet, bei Homer und Plautus, höchstens eine relative Sicherheit erlangt werden kann, und dass wir sehr zufrieden sein dürfen, wenn wir überhaupt bis zu dieser gelangen. Auch auf weit lichterem Gebieten der Literatur übrigens müssen wir uns oft mit relativer Sicherheit begnügen.

Selbstverständlich soll sich aber die Interpretation der Autoren auf den Universitäten nicht auf die in Schulen gelesenen beschränken, sondern auch andere möglichst berücksichtigen, je nach dem Verhältnisse ihres praktischen

Nutzens für die Erkenntniss des Alterthums oder der kritischen Probleme, die sie darbieten. Auch für die Uebungen der Seminarien werden solche Autoren entsprechend benutzt werden müssen.

Was nun die wissenschaftlichen Uebungen der Studenten betrifft, so empfiehlt es sich nicht bloss des praktischen Nutzen halber, sondern eben so sehr zur Anleitung und Vorbereitung eigener und selbständiger Förderung der philologischen Wissenschaft, die Anfänger der Philologie mit grammatischen und metrischen Untersuchungen, solchen natürlich, die ihrem Alter und ihren Kenntnissen angemessen sind, zu beschäftigen, ferner mit der kritischen Behandlung verdorbener oder schwieriger Textes-Stellen, soweit dieselben durch grammatische und metrische Kenntnisse, so wie durch scharf logisches Denken zu enträthseln, also für junge Männer, die nicht ganz der geistigen Fähigkeiten ermangeln, traitabel sind. Zur wesentlichen Unterstützung solcher Untersuchungen dient natürlich die Kenntniss der Paläographie, d. h. der Lehre von den Veränderungen der Schriftzeichen und von den sonstigen Besonderheiten in Handschriften und Inschriften. Doch macht die blosse Kenntniss der Paläographie noch lange keinen Kritiker. Vielmehr gilt auch für die Verbesserung verderbter Texte zuerst der Spruch des alten Römers „*rem tene, verba sequentur*“. Findet sich bei einer wirklich verderbten Stelle eine unzweifelhafte Besserung, so wird in den meisten Fällen auch leicht ihre paläographische Probabilität sich nachweisen lassen.

Nicht blos dem Studirenden, der die Gymnasial-carrière erwählt hat oder seine wissenschaftliche Thätigkeit innerhalb der formalen Philologie zu entfalten ge-

denkt, sondern auch dem künftigen Realisten werden grammatische, metrische, kritische Uebungen von grösstem Nutzen sein. Es giebt nichts, was so sehr zu scharfem, logischem Denken, zur Aufspürung selbst geringfügiger oder dem blöden Auge schwer ersichtlicher Probleme den jugendlichen Geist schärfte. Und ferner, ist die genaue Kenntniss der klassischen Sprachen dem künftigen Historiker, Epigraphiker, Antiquar oder Archäologen nicht unerlässlich? Manche Vertreter dieser Disciplinen haben bis zur Stunde die Vernachlässigung des Latein und Griechisch während der Studentenzeit theuer genug bezahlen müssen.

Was ich hier über Wesen und Eintheilung der Philologie, sowie über den Nutzen des formalen Theils dieser Wissenschaft gesagt habe, ist keineswegs Abschweifung vom Thema. Nur nach dieser Exposition war es möglich, ein unbefangenes Urtheil über Ritschl's gelehrte und pädagogische Thätigkeit zu geben. Jetzt werden, hoffe ich, die Vorzüge wie die Mängel des berühmten Todten dem Leser in klarerem Lichte erscheinen. Mit blossen Phrasen wäre weder dem Publikum noch Ritschl selbst besonders gedient.

Ich werde nun versuchen ein Bild von Ritschl's gelehrter Thätigkeit, seinen Bemühungen um Förderung der philologischen Disciplin zu geben. Denn die Aufgabe des Professors ist, wie von selbst einleuchtet, eine doppelte: einerseits die Wissenschaft zu bereichern durch selbständige Forschungen, andererseits die Jugend mit den Resultaten eigener wie fremder Forschungen in der Wissenschaft bekannt zu machen und ihr wissenschaftliche Methode beizubringen.

Reisig war zwar auch ein guter Lateiner, doch ruhte der Schwerpunkt seiner Studien im Griechischen. Danach ist es nicht zu verwundern, wenn auch Ritschl sich eher als Graecist denn als Latinist bekannt machte. Seine erste grössere Publication war i. J. 1832 eine Ausgabe des Thomas Magister, die diesen späten und urtheilslosen, jedoch durch manche Notizen und Fragmente werthvollen Grammatiker der byzantinischen Zeit, der schon im vorigen Jahrhundert die Aufmerksamkeit der holländischen Graecisten auf sich gezogen hatte, mit Glück behandelte. Dann folgten Abhandlungen verschiedener Art, die mit einigen auf die griechische Kunst bezüglichen Aufsätzen jetzt im 1. Bd. der opuscula philologica vorliegen. Unter diesen erwähnen wir besonders die lichtvolle Arbeit über „die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemaern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus“, die noch jetzt, auch nachdem über das erste Thema manches, über das zweite unzähliges neue publicirt ist, grossen Werth hat, und von keinem Freunde der Cultur des Alterthums, zumal aber von keinem Bearbeiter der Homerischen Frage ausser Acht gelassen werden darf.

Dass sich Ritschl ferner manche Verdienste um die griechische Metrik erwarb, wird mit Rücksicht auf seine Leistungen für Plautus nicht befremden.

Lange Zeit hatte er sich mit dem Plan einer Ausgabe der antiquitates Romanae des Dionysius Halicarnasensis getragen (vgl. opusc. philol. I., 471 fgdd.), bis er den dafür gesammelten Apparat einem Schüler überliess.

Allein schon in Breslau begann Ritschl's Thätigkeit sich dem Gebiet zuzuwenden, welches für sein späteres

Forschen entscheidend wurde, auf dem er neue Bahnen erschliessen sollte, der altlateinischen Sprache und Literatur.

An dieser Stelle scheint es mir geeignet, einige Worte über die akademische Frage, ob die Thätigkeit des Graecisten oder des Latinisten lohnender und erspriesslicher, einzuschalten. Eigentlich ist dieser Streit ebenso gegenstandlos als der über den Vorzug der formalen oder der realen Philologie. Auch kann ebensowenig ein Graecist des Latein, als ein Latinist des Griechischen entbehren. Doch um auf jene Frage noch weiter einzugehen, wer könnte leugnen, dass die griechische Literatur an Originalität, Umfang und Inhalt der römischen weit überlegen sei? Freilich muss man, was den Umfang beider Literaturen betrifft, in Betracht ziehen, dass der Verlust in der Römischen verhältnissmässig noch grösser ist, als in der griechischen, insofern während des Mittelalters die liberalen Studien und das Abschreiben klassischer Autoren im Osten eifriger gepflegt wurden als im Westen. — Dagegen kann es nicht befremden, dass die Thätigkeit der Philologen des Abendlandes sich stets mit Vorliebe den lateinischen Studien zugewandt hat. Beruhte doch während des ganzen Mittelalters fast ausschliesslich die Cultur des Westens auf den Ueberresten der römischen Cultur, die gelehrte Bildung auf den Ueberbleibseln der römischen Literatur, war doch das Leben der westlichen Völker mit Rom eng vereint durch die Bande der Religion, der Jurisprudenz, durch lokale Beziehungen, endlich auch, seit Karl dem Grossen, durch die Erneuerung des Römischen Kaiserthums. Was man vom alten Griechenland wusste, wusste man beinah bloss aus lateinischen Büchern.

Auch seit dem 15. Jahrhundert, als die Kenntniss der griechischen Klassiker neu auflebte, überwog doch bei allen Gebildeten, ja bei den meisten Gelehrten das Studium des Latein. Und wie hätte es anders sein können? Das Latein war in den Gymnasien die weit bevorzugte Sprache, in lateinischer Poesie wie Prosa sich auszudrücken, wurden die Schüler unermüdlich geübt, die ganze gelehrte Literatur des Mittelalters, ein sehr grosser Theil der neuern war in dieser Sprache verfasst, die Vorträge der akademischen Docenten wurden lateinisch gehalten. Des Lateins konnten weder der Jurist noch der Theologe noch der Vertreter der exacten Wissenschaften, auch nicht der Diplomat, entbehren. Allmählig wurde zwar die lateinische Sprache aus vielen ihrer Positionen ganz oder theilweise vertrieben; ausserdem ward das Studium des Griechischen allgemeiner, und übte auf die Literatur mancher Völker tiefgehenden Einfluss. Dennoch überwiegt noch heut der praktische Nutzen des Latein bei Weitem den des Griechischen.

Allein es giebt noch andere Ursachen, weshalb sich die Mehrzahl der grossen Kritiker mit Vorliebe dem Studium des Lateins zugewandt hat. Nicht blos der mehr äusserliche Umstand, dass die klassische Literatur der Römer an Umfang weit beschränkter ist, also sich auch leichter übersehen und beherrschen lässt als die der Griechen, oder dass durch Alter und Zuverlässigkeit ausgezeichnete Handschriften für die lateinischen Autoren zahlreicher sind als für die griechischen, sondern noch mehr die strenge Regelrechtigkeit und Consequenz der lateinischen Sprache, die bewunderungswürdige Logik der Perioden ihrer Prosaiker, die sorgsamst gefeilte Metrik ihrer Dichter, welche, wie einer derselben mit Rücksicht auf

die Griechen sagt „*musas severiores colebant*“, hat diejenigen, welche sich die Erforschung der alten Sprachen, die Erklärung oder Verbesserung der geschriebenen Denkmäler zur Lebensaufgabe machten, immer wieder zu den römischen Autoren hingezogen, und wird sie noch lange hinziehen.

Das archaische Latein, d. h. die Zeit von den Anfängen der römischen Literatur bis auf Varro, war von den italienischen Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts mit wenig Neigung und Glück behandelt worden. Dagegen wurde es seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Gegenstand energischer und erfolgreicher Studien seitens der französischen, niederländischen und deutschen Philologen. Männer wie Lipsius, Junius, der jüngere Scaliger, Acidalius, Janus Dousa, Vossius und Grotius haben sich auf diesem Gebiete unsterbliche Verdienste erworben. Ihre Thätigkeit kam auch besonders den altlateinischen Dramatikern, zumal Plautus, zugute. Damals wusste man vom alten Latein manches, was später wieder auf lange verloren ging. *)

Allein seit der Mitte des 17. Jahrhunderts erschlafften diese Studien; und etwa 150 Jahre lagerten über jenem weiten, aber dornigen und dunkeln Gebiet Unwissenheit und Unachtsamkeit. Nur Bentleys Ausgabe des Terenz erscheint wie eine Oase in der Wüste: sie bahnte einen Weg zum Verständniss des alten Lateins, den lange nach Bentleys Tode andere Gelehrte mit Glück verfolgt haben.

Auch Deutschland hatte im 16. und 17. Jahrhundert

*) Vgl. meine Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden S. 62.

an dem Studium der archaischen Literatur der Römer regen Antheil genommen. Es hatte nicht nur aus seinen Bibliotheken die vortrefflichsten Handschriften für den wichtigsten Autor der vorklassischen Zeit, Plautus, geliefert, sondern auch Gelehrte hervorgebracht, deren Verdienste um Plautus noch heute mit Achtung genannt werden. Seit den Zeiten des dreissigjährigen Krieges jedoch war auf diesem Gebiet der Wissenschaft Erschlafung eingetreten, die bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts dauerte. Erst damals begannen neue und erfolgreiche Studien im Plautus. Man sieht, das Wiedererwachen der altlateinischen Sprachforschung fällt zusammen mit dem Aufschwung der klassischen Philologie, den diese seit F. A. Wolf nahm.

Wie die Studien der holländischen Graecisten seit Hemsterhuis,*) sind die der deutschen Latinisten seit Reiz und Hermann ausgegangen von der Bewunderung und Nacheiferung Bentleys. — Deutschland war durch den dreissigjährigen Krieg wie materiell so intellectuell herabgekommen. Seit jener Zeit vornehmlich datiren in der deutschen Philologie, natürlich immer mit rühmlichen, nur vereinzelt, Ausnahmen jene wüsten Compilationen ohne Geist und Geschmack, ohne Verständniss von Grammatik und Metrik, aber desto reichlicher versehen mit unfruchtbarer Gelehrsamkeit und gedankenlosen Citaten, Produkte, die der deutschen Wissenschaft bis zur Stunde viel geschadet haben, wie denn bekanntlich noch in unserer Zeit der erste Graecist dieses Jahrhunderts, Cobet, die Deutschen *doctiores quam saniores* genannt hat.

*) Gesch. der kl. Philol. in den Nederl. S. 69—71.

Als seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das deutsche Geistesleben wieder einen höheren Schwung nahm und sich auf würdigere Ziele richtete, kam in der Philologie Bentley zu Ansehen. Freilich gestaltete sich, je nach Massgabe der Talente, die Verehrung und Nachfolge Bentleys bei dem Einen sklavischer und geistloser, bei dem Andern liberaler und ingenüöser: alle aber stimmten überein in Bewunderung der präzisen Form von Bentleys Werken, der reichen, oft überraschenden Resultate, der scharfen, in der Fälle Mehrzahl unerbittlichen Logik, des richtigen Taktes in Abschätzung der Handschriften, der subtilen Observanz der grammatischen und metrischen Gesetze. Grade die Metrik als Wissenschaft war den Deutschen bisher gänzlich fremd geblieben; selbst in den besten Zeiten des 16. Jahrhunderts hatten es die Philologen Deutschlands, wie ihre Gedichte bezeugen, nur zu einer, allerdings häufig recht guten, aber durchaus unbewussten Technik der lateinischen Versification gebracht.

Zuerst nun der Leipziger Professor Reiz, noch mehr sein grosser Schüler Gottfried Hermann erkannten die Nothwendigkeit, in möglichst engem Anschluss an Bentley's Ausgabe des Terenz neue Wege für die Kritik des Plautus zu finden. Doch waren ihre Bemühungen zu wenig consequent und andauernd, ermangelten auch zu sehr der kritischen Hilfsmittel, als dass sie für den Komiker soviel hätten leisten können, wie ihr Talent ihnen wohl vergönnt hätte. Gleichwohl verdienen Hermann's Erörterungen über die Verskunst des Plautus in den „*elementa doctrinae metricae*“ und sonst alle Achtung.

Schon im Jahre 1835 gab Ritschl eine Probe seiner Plautinischen Studien durch eine Ausgabe der *Bacchides*.

Doch konnte er erst einen festen Boden für seine kritische Thätigkeit gewinnen, als er die Schätze der italienischen Bibliotheken, zumal der Ambrosiana in Mailand und der Vaticana in Rom, für seinen Autor verwerthet hatte.

Die älteste und treueste Ueberlieferung des Plautus beruht im Wesentlichen auf zwei Handschriften der vaticanischen Bibliothek, dem „vetus codex Camerarii“ und dem Ursinianus, einer der Heidelbergischen, dem „decurtatus Camerarii“ und einem Mailänder Palimpsest, welches im Anfang dieses Jahrhunderts der berühmte Cardinal Angelo Mai entdeckt hat. Während die übrigen Handschriften, die schon vor Ritschl von vielen Gelehrten benutzt waren, keine wesentlichen Schwierigkeiten bieten, ist die Lesung des Ambrosianus eine höchst mühevoll und schwierige. Heutzutage ist derselbe in Folge des fortwährenden Gebrauchs chemischer Reagentien seitens der verschiedenen Gelehrten, welche ihn im Interesse des Plautus ausbeuten wollten, beinahe zu einer unförmlichen Masse geworden.

Ritschl hat sich vier Monate mit der Entzifferung dieser so werthvollen Handschrift beschäftigt. Und es ist sicher, dass er in dieser Zeit soviel für die Kritik des Plautus aus dem Ambrosianus gewonnen hat, als irgend möglich war. Mag er auch zuweilen gegen Herrn Gepperts Collation desselben Codex ungerecht gewesen sein, im Ganzen wird man bei zweifelhaften Stellen unbedingt seinem Zeugniß den Vorzug geben. Dass gleichwohl später ein durch paläographische Begabung ausgezeichnete Philologe, W. Studemund, bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in Italien und oftmaligen Besuche Mailands viele Stellen des Plautus im Ambrosianus richtiger oder vollständiger ge-

lesen hat, wird man Ritschl unmöglich zum Vorwurf machen können.

Es galt aber auch, über die diplomatische Ueberlieferung des Plautus in den zahlreichen Ausgaben seit dem 15. Jahrh., über die handschriftlichen Hülfsmittel und die sonstigen Referenzen und Differenzen der Urheber Licht zu verbreiten, eine ebenso dankenswerthe und nothwendige als dornige und langweilige Aufgabe. Auch dieser hat Ritschl mit gleichem Geschick entsprochen. Bei einer Beurtheilung früherer Gelehrten möchte man mehr Anerkennung Bothes wünschen, welchen viel verkannten lediglich sein trauriges Schicksal verhindert hat, Epochemachendes in der Kritik zu leisten — denn auch die grösste Kraft geht zu Grunde, wenn sie genöthigt ist vom Bücherschreiben zu leben, zumal in der Philologie —, ebenso hätte Weise, wie schon Hr. Spengel bemerkt, eine etwas mildere Kritik verdient, obwohl ich begreiflicherweise am wenigsten seinen metrischen Phantasmen das Wort rede.

Unterstützt durch reiche Collationen verfolgte Ritschl mit stets zunehmenden Eifer seine Plautinischen Studien. Das Resultat derselben waren zunächst eine Menge Abhandlungen grammatischen, kritischen, litterarhistorischen Inhalts, die er seit 1837 in Programmen und Zeitschriften veröffentlicht hat, und die zum grössten Theil gesammelt in den *Parerga Plautina* und dem 2. Bande der *Opuscula Philologica* vorliegen, ferner die grosse Ausgabe des Plautus die seit dem Jahre 1849 erschienen ist, aber leider nur die kleinere Hälfte des Plautinischen Komödie umfasst, nämlich neun von zwanzig.

Ueberhaupt muss bei dieser Gelegenheit beklagt

werden, dass Ritschl durch vielfache Thätigkeit, vornehmlich aber durch die aufopfernde Theilnahme, die er den Arbeiten seiner Schüler bewies, mehrfach gehindert ist, projektierte Arbeiten zum Abschluss zu bringen. Es wäre von grossem Werthe gewesen, wenn wir aus seinen Händen eine Ausgabe sämmtlicher Stücke des Plautus empfangen hätten. Schon in Bonn rieth ich ihm deshalb einmal, als er mich um meine Ansicht fragte, nicht zu einer neuen Ausgabe der von ihm schon bearbeiteten Plautinischen Stücke, deren Exemplare vergriffen waren, zu schreiten, überhaupt alle übrigen Arbeiten und Entwürfe der Vollendung seines Plautus nachzusetzen. Die gelehrte Welt hat Grund es zu bedauern, dass er diesem Rathe nicht gefolgt ist. Uebrigens, bin ich der Meinung, wäre es praktischer gewesen, wenn Ritschl die Bearbeitung des Terenz, der in sprachlicher und metrischer Beziehung weit leichter ist als Plautus, dessen handschriftliche Ueberlieferung reicher und correcter ist als die des Plautus, der endlich weit weniger Umfang hat, der Herausgabe des Plautus vorangeschickt hätte. Ich halte dies aufrecht trotz der Bemerkungen Ritschls S. 118 der proleg. Trinummi.

Eröffnet wurde die Ausgabe des ersten Stückes, des Trinummi, durch ausführliche Prolegomena, in denen über die kritischen, grammatischen, metrischen Principien der neuen Ausgabe gehandelt ist. Durch diese Einleitung zeigte sich Ritschl als den würdigen Nachfolger Gottfried Hermann's, dem er die Ausgabe des Trinummi gewidmet hat, und Richard Bentley's.

Da der Schwerpunkt von Ritschls Studien im Plautus liegt, und sein Name für alle Zeiten mit diesem Autor eng verbunden ist, theils durch seine Leistungen, theils

durch die von ihm angeregten, so erscheint es mir zweckmässig seine Arbeiten für Plautus und was sich an diese knüpfte mit möglichster Ausführlichkeit zu besprechen, dafür das Uebrige desto kürzer zu behandeln.

In der Werthschätzung und Klassifikation der Handschriften, der Scheidung der gefälschten Ueberlieferung des 15. Jahrhunderts von der ächten oder doch minder getrühten hat Ritschl für Plautus zwar die richtigen Pfade eingeschlagen, aber keine neuen. Seine Behandlung dieses Gegenstandes beruht vielmehr durchaus auf denselben Principien, die Lachmann für Lucrez, Jahn für Persius und Juvenal, Madvig für Cicero und Livius, andere anderweit angewendet haben, und die schon Friedrich August Wolf in den prolegomena zu Homer mit bewunderungswürdiger Klarheit entwickelt hat.

Was die Besserung des Textes durch Divination betrifft, so hat Ritschl die Kritik des Plautus in den von ihm herausgegebenen Stücken nicht zu Ende geführt, und er selbst sagt mit Recht, dass sie schwerlich je zu Ende geführt werden könne. Die Schwierigkeiten sind eben zu gross, als dass ein Gelehrter, ja selbst die fortgesetzten Bemühungen vieler sie vollkommen überwinden könnten. Nicht blos ist die handschriftliche Ueberlieferung der Komödien des Plautus eine äusserst verderbte, sondern, was viel schlimmer ist, es fehlt uns viel zu sehr an gleichzeitigen literarischen Denkmälern, um durch Vergleichung mit diesen einen Maassstab zu haben, für das was bei Plautus in grammatischer und metrischer Beziehung möglich oder unmöglich ist. Bekanntlich ist Plautus der älteste römische Autor, von dem vollständige Werke erhalten sind. Was sich an gleichzeitigen oder früheren Denkmälern der

lateinischen Sprache durch Inschriften oder Citate alter Autoren gerettet hat, gibt uns zwar manche äusserst werthvolle Bereicherungen unserer Kenntniss der ältesten Latinität, ist aber doch so wenig zahlreich, dass es uns die Grösse unseres Verlustes nur desto lebhafter empfinden lässt.

Die allermeisten Fragen der Plautinischen Kritik müssen aus Plautus selbst beantwortet werden. Denn selbst die Komödien des Terenz, obwohl sie der Zeit nach nicht sehr viel jünger sind als die Plautinischen (Terenz ward etwa in derselben Zeit geboren als Plautus starb, um's Jahr 185 v. Chr., und starb schon 159), helfen uns weniger zur Kritik des Plautus als man annehmen sollte, da die lateinische Sprache seit Plautus und besonders Ennius sehr rasche Fortschritte in Eleganz und Reichthum machte, es ausserdem dem Terenz durch ein günstiges Geschick vergönnt war, eine sorgfältige Erziehung zu geniessen und mit den gebildetsten Römern seiner Zeit in nähere Beziehungen zu treten. Bekanntlich trugen diese Umstände so sehr zur Eleganz seiner Komödien bei, dass in Rom das Gerede ging, römische Edle hätten ihm bei seiner Schriftstellerei geholfen. Plautus hingegen scheint zu der Elite der römischen Gesellschaft in keiner Beziehung gestanden zu haben, seine Komödien sind ersichtlich auf Effekt bei der Plebs berechnet, weder in Sprache noch in Metrik hat er sich gleicher Sorgfalt beflissen als Terenz.

Fragen wir nun genauer, welche Verdienste Ritschl um die Emendation des Plautinischen Textes gehabt hat, so stehe ich nicht an, dieselben, obwohl sie keineswegs unbedeutend sind, doch für beträchtlich geringer zu er-

klären als seine Leistungen auf anderen Gebieten der Wissenschaft. Vor allem mangelt Ritschl im Plautus und sonst jene geniale Leichtigkeit des Conjectirens, die wir an den grössten Kritikern, vor allen an Richard Bentley und Nicolaus Heinsius bewundern. Allerdings ist der Text des Plautus so verderbt und schwierig, wie wohl kein anderes Schriftwerk des Alterthums, und alle Arten der Verderbnisse, denen schriftlich fortgepflanzte Denkmäler unterliegen: Entstellungen von Buchstaben, Silben, ganzen Worten, Lücken, Umstellungen, Interpolationen sind dort zahlreich vertreten. Auch erscheint ihre Hebung oft um so schwieriger, als sie grossentheils keineswegs dem Mittelalter, sondern schon frühern Jahrhunderten des Alterthums, ja theilweise dem ersten Jahrhundert nach Plautus Tode und der Epoche des Cicero und Augustus ihren Ursprung verdanken. Denn es leidet gar keinen Zweifel, dass die Römer schon im 1. Jahrhundert v. Chr. über viele Eigenheiten der Plautinischen Sprache und Metrik sehr im Unklaren waren, ja theilweise viel schlechter unterrichtet als wir, ähnlich wie den Griechen zu Cicero's Zeit die Reden im Thucydides kaum verständlich erschienen. — Wenn nun, nach dem eben Gesagten, die Kritik im Plautus kühner, ja gewaltsamer sein darf als in vielen andern alten Autoren, so lässt sich doch nicht leugnen, dass Ritschl's Kritik die erlaubten Grenzen häufig überschritten hat, dass er oft sehr weitgehende Textesänderungen vornahm, wo, wie das Beispiel älterer und jüngerer Kritiker zeigt, mit weit gelinderen Mitteln zu helfen war. Noch speciell ist an dieser Stelle zu rügen das Einschieben von Flickwörtern, also das willkürliche Statuiren von Lücken, ohne zwingende logische Motive, hauptsächlich

zur Beseitigung metrischer Schwierigkeiten, von welchem wenig empfehlenswerthen Mittel der Kritik übrigens Ritschl selbst in den letzten Jahren mehr und mehr zurückgekommen zu sein scheint. Weniger wird man ihm verargen, dass er bei einem so fehlerhaften Texte manche Verderbnisse, deren Evidenz aus grammatischen, metrischen oder logischen Gründen unzweifelhaft ist, übersehen hat.

Noch möchte ich auf einen Mangel Ritschl's weisen, den er freilich wohl mit allen Kritikern des Plautus in diesem Jahrhundert theilt: man vermisst in seinen kritischen Versuchen das frische Leben, den muntern Witz, die naive Grazie, wodurch sich die Conjecturen der Kritiker des 16. Jahrhunderts, die an grammatischer und metrischer Kenntniss des Plautus tief unter Ritschl standen, oft so vortheilhaft auszeichnen.

Soll ich schliesslich ein definitives Urtheil über Ritschl's Verdienste um die Emendation des Plautus geben, so möchte ich die Ansicht eines vor mehreren Jahren verstorbenen Berliner Gelehrten unterschreiben, der sich in einem Programm der dortigen Universität über den Miles Gloriosus dahin geäussert hat, dass die Herstellung der Plautinischen Komödien von Ritschl vortrefflich begonnen, aber gleichwohl noch vielfach unsicher sei.

Weit höher als diesen Theil von Ritschl's Thätigkeit stelle ich seine literarhistorischen, metrischen und grammatischen Untersuchungen hinsichtlich des Plautus und der ältesten römischen Denkmäler überhaupt.

Zumal die literarhistorischen, die grösstentheils in den Parerga enthalten sind, erscheinen als wahre Meisterwerke. Es möge hier, gleichsam wie ein curiosum, bemerkt werden, dass Ritschl zuerst dem Plautus seinen wahren Namen

wiedergegeben hat, nämlich Titus Maccius, während er früher durchweg Marcus Accius genannt wurde, hauptsächlich durch Verwechslung mit dem berühmten Tragiker Lucius Accius; denn die Zeugnisse des Alterthums bieten für den falschen Namen fast keine Gewähr. Natürlich schrieb Plautus selbst seinen Namen mit einem c, da die Römer erst seit Ennius Zeit die Consonanten zu verdoppeln anfangen; und zwar war das a in Macius kurz, wie ich vor mehreren Jahren unter Ritschl's Zustimmung in den philologischen Jahrbüchern dargethan habe. Dieselbe Bemerkung hatte ganz um die gleiche Zeit auch ein Schüler Ritschl's gemacht.

Doch auch alle übrigen literarhistorischen Abhandlungen Ritschl's verdienen unbedingtes Lob, mag man nun die sorgsame Beschaffung des Materials oder die kritische Methode oder den Scharfsinn und das feine Gefühl bei Behandlung der oft äusserst schwierigen und dunklen Probleme betrachten. Aufsätze wie: *de aetate Plauti*, über die *fabulae Varronianae* des Plautus, über die Plautinischen Didaskalien, *de veteribus Plauti interpretibus*, können für alle Zeiten als Muster ähnlicher Untersuchungen gelten. Durch Ritschl sind wir zuerst über die Geschichte des altlateinischen Drama's aufgeklärt worden. Unerwartete Aufschlüsse für die römische Literaturgeschichte gab seine vielbenutzte Abhandlung über die Schrift des Suetonius *de viris illustribus* und deren Benutzung während des Alterthums. Von ähnlichen Arbeiten, die nicht von Plautus ausgingen, nenne ich die epochemachende über die Schriftstellerei des Varro und den lichtvollen Kommentar zu Suetons *vita Terentii*, der in der Sammlung der Suetonischen Fragmente von Herrn Reifferscheid erschienen ist.

Ich gehe jetzt zu Ritschl's Leistungen für die Plautinische Metrik über. Bekanntlich hat die ersten Grundlagen zu einem richtigen Verständniss der Metrik des Plautus und Terenz gelegt Bentley in seinem „*schediasma metrorum Terentianorum*“. Aber seine Behauptungen fanden wenig Beifall (in der Regel das Loos genialer Entdeckungen) bei den Zeitgenossen, ja anfänglich der Nachwelt. Erst Hermann, wie schon oben bemerkt, wies nachdrücklich und erfolgreich auf Bentley hin. Seinem Beispiel folgend versuchte Ritschl, nach langjährigen Studien und gestützt auf reichen handschriftlichen Apparat, in den prolegomena *Trinummi* ein einigermaßen vollständiges System der Plautinischen Metrik herzustellen.

Es ist mir ganz unmöglich an dieser Stelle Ritschl's Leistungen auf diesem Gebiete so ausführlich als ich wünschte zu kritisiren. Eine genauere Behandlung dieses Themas würde ein eigenes Buch erfordern, und zudem, wie so manche Probleme der Plautinischen Kritik, insofern des Fundaments entbehren, als wir zur Stunde nur für einen Theil der Plautinischen Komödien die Ueberlieferung der besten Handschriften hinlänglich, wenn auch nirgend ganz vollständig, kennen. Daher begnüge ich mich mit folgenden Bemerkungen:

Was Ritschl über die Gesetze der Position, der Synizesis, der Verkürzung langer Endsylben, über den Hiatus, über podische Eigenthümlichkeiten und Cäsuren bei Plautus sagt, scheint mir grösstentheils zu unterschreiben oder doch im höchsten Grade fruchtbringend als Grundlage für weitere Untersuchung desselben Gegenstandes. Das von Lachmann zu Lucrez pg. 412 mit Recht gerügte Princip der *Ecthlipse* in Wörtern wie *sine*, *dolo*, *malo*, und

sogar quidem und enim, hat Ritschl später mit einem anderen und wie ich denke richtigen, dem Resultat seiner epigraphischen Studien vertauscht und selbst zurückgezogen in der Vorrede des II. Bandes seiner opuscula S. X. — Auch was er über die Gesetze des Rhythmus bei demselben Dichter sagt, hat fast überall meine unbedingte Zustimmung. Aber das Princip, aus welchem er jene rhythmischen Gesetze herleitet, halte ich für absolut falsch.

Eine ausführlichere Besprechung des Einflusses des grammatischen Accentus auf die Metrik des Dichters, die er in Aussicht gestellt, hat Ritschl nie gegeben. In den prolegomena Trinummi aber (S. 207) fasst er seine Meinung dahin zusammen, dass zwar das Fundament der Metrik des altlateinischen Dramas durchaus die Beachtung der Quantitäten gewesen sei, natürlich mit den Freiheiten, die sich die Dramatiker mit Rücksicht auf die Aussprache im Munde des Volkes gestattet hätten, dass aber damit eine möglichste Berücksichtigung des grammatischen Accentus verbunden gewesen sei. Freilich muss er selbst (S. 250) von dieser Annahme die anapaestischen Metra des Plautus und sogar den akatalectischen jambischen Tetrameter ausnehmen (er hätte auch noch die trochäischen Oktonare, die bacchiischen und kretischen Verse desselben Dichters ausnehmen können). Aber auch übrigens ist jenes zuerst von Bentley aufgestellte, dann von Hermann aufrecht gehaltene Gesetz so irrig wie möglich. Namhafte Anhänger hat Ritschl's Doctrin, mit Ausnahme Fleckeisen's, wohl kaum gefunden, dagegen von vielen Seiten Widerspruch, und das von Männern wie Weil und Benloew, Boeckh und Corssen. Corssen giebt in seinem Werk „über Aussprache, Vokalismus und Betonung der

lateinischen Sprache“ (II. 948 fgdd. d. 2. Ausg.) eine ausführliche Darstellung der Ansichten neuerer Gelehrten seit Bentley über die in Rede stehende Frage und zugleich die Widerlegung der Annahme dieses und seiner Anhänger, zwar nicht ohne einige Aufstellungen, die zum Widerspruch reizen könnten, aber übrigens so vortrefflich und gründlich, dass jene Ansicht, die Ritschl allerdings bis zu seinem Lebensende festgehalten zu haben scheint (man vergl. darüber z. B. noch seine Aeusserungen in der praefatio des 2. Bandes der opuscula, S. XI) als abgethan betrachtet werden kann.

Für die Scansion Griechischer und Römischer Verse kommt einzig die Quantität der Silben, also Länge und Kürze in Betracht, und die Lehrer thun ganz recht, die, was Bentley verspottete, in den Gymnasien ihre Schüler lesen lassen:

árma virúmque canó, Troiaé qui primus ab óris;
μήνιν áειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Will man neben dem poetischen Rhythmus noch den grammatischen Accent hören lassen oder gar diesen ohne jenen, so verliert man einfach das Metrum. Die Ansicht Bentley's und seiner Anhänger beruht auf der mangelhaften Fähigkeit, sich aus den modernen Sprachen auf ein grammatisch, metrisch und syntactisch durchaus verschiedenes Sprachgebiet zu versetzen. Auch grosse Männer haben ihre Beschränktheit.

Ich verweile auch bei der Sache nur, weil ich im Gegensatz zu allen mir bekannten Gegnern Ritschl's S. 206 meiner Metrik behaupte, das erste Gesetz der Metrik aller alten Dichter, der Griechischen wie der Römischen, sei dies gewesen, nicht bloss den grammatischen Accent unbeachtet

zu lassen, sondern den poetischen vielmehr möglichst in Gegensatz zu diesem zu bringen, grade wie sich wenigstens die Dichter höherer Kunstgattungen bei allen Völkern stets bemühen, ihre Sprache von der des gewöhnlichen Lebens möglichst verschieden zu gestalten. Doch es bedarf nicht einmal dieses Vergleiches: schon das Beispiel der römischen Satiriker, die doch, wie sie selbst bekannten, ihre Sprache der Prosa möglichst näherten, beweist unwiderleglich, wie wenig die Römischen Daktyliker mindestens auf den grammatischen Accent Rücksicht nahmen. Freilich gibt dies auch Ritschl (im Gegensatz zu Bentley) für diese Dichter zu, trotzdem dass am Ende der daktylischen Hexameter von Virgil und Ovid sich eine ganz ähnliche Uebereinstimmung des poetischen Rhythmus und des grammatischen Accentus zeigt, wie in der Mitte der Jamben und Trochäen des Plautus und Terenz. Nun sind aber die rhythmischen Gesetze des römischen Hexameters genau dieselben als die des griechischen; nur dass die Griechen, theils weil sie überhaupt die Metrik (wie sogar die Prosodie) freier behandelten als die Römer — deshalb sagt Martial von ihnen *quibus est nihil negatum* —, theils genöthigt oder doch verlockt durch sprachliche und prosodische Eigenheiten ihrer Sprache, theils wegen des Beispiels, welches die von ihnen abergläubisch verehrten Homerischen Gedichte boten, die Rhythmen des Hexameters wenigstens was den Ausgang betrifft (der auch im Lateinischen etwas minder streng behandelt wird) weit freier gestalteten als die Römer. Es ist ja aber eine bekannte Thatsache, dass die Römischen Daktyliker überhaupt alle Gesetze der metra, die sie von den Griechen übernahmen, weit strenger und conse-

quenter, gelegentlich auch pedantischer, durchgeführt und aufrecht gehalten haben als die Griechen.

Schon diese Erwägung hätte Ritschl von dem Irrigen seiner Ansicht überzeugen können. Für die altlateinischen Dramatiker nun gilt ganz dasselbe rhythmische Princip als für die Daktyliker. Schon im frühesten Versmass der Römer, dem Saturnius, zeigt sich, wie Korssen vortrefflich dargethan, nicht die geringste Berücksichtigung des grammatischen Accenten. Bei den ältesten Dramatikern aber wie bei allen Daktylikern ist durchaus oberstes Gesetz des numerus, dass sie mit Ausnahme der Caesur und des Versendes, über deren Besonderheiten gleich zu sprechen sein wird, den poetischen Rhythmus möglichst in Dissonanz zu dem prosaischen Accent walten lassen. Freilich erleidet diese Regel bei jenen zahlreiche Ausnahmen, theils weil die lateinische Sprache bei ihrem Reichthum an trochaeischen und spondeischen Wortschlüssen und bei ihrer Barytonesis von selbst weit häufiger die Uebereinstimmung des poetischen Rhythmus und des grammatischen Accenten mit sich bringt als die griechische, theils weil oft jenes oberste Princip aus rhetorischen Gründen hintenangesetzt ist, theils endlich, weil überhaupt die vorklassischen Dramatiker auf die Verskunst weit weniger Sorgfalt verwendeten als die Daktyliker und als die Dramatiker seit Augustus, wie sie sich auch bekanntlich in den Jamben und Trochäen eine Menge Füsse gestatteten, die von den Griechen theils gar nicht, theils nur unter grossen Beschränkungen zugelassen sind. Aber trotzdem steht mir dieses Gesetz unumstösslich fest, und ich achte es für überflüssig auf den Umstand hinzuweisen, dass es höchst merkwürdig wäre, wenn Plautus in anapästischen und anderen Metren,

Ennius in allen daktylischen eine so colossale Revolution der bisherigen rhythmischen Gesetze des Latein vorgenommen hätten, als Ritschl meint, ohne dass das Römische Publikum revoltirt hätte und ohne dass darüber bei den alten Grammatikern auch nur das Geringste verlautete. Und doch haben eben diese die verhältnissmässig viel geringfügigeren podischen Abweichungen der altlateinischen Jamben und Trochäen von den griechischen oft behandelt.

Auch die gleichfalls an ein Vorurtheil Bentley's sich anschliessende Ansicht Ritschl's (proleg. Trin. S. 250 fgdd.), dass Worte, die den logischen Accent hätten, wie er sich ausdrückt (richtiger hätte er gesagt: solche, die rhetorisch hervorgehoben werden), bei Plautus in der Arsis zu stehen pflegen, und weder in der Thesis sich verstecken noch durch Elisionen verschluckt werden, hat mit Recht Widerspruch hervorgerufen, und ist völlig unhaltbar. Man muss hunderte, sonst völlig tadelloser Verse im Plautus ändern, wenn man jenes Gesetz durchführen will, und man begreift dasselbe nicht, da der grammatische Accent des Latein auf die logische Substanz der einzelnen Sylben so wenig Rücksicht nimmt.

Wenn ich so den Principien, von denen Ritschl bei Behandlung der Rhythmik des Plautus ausging, entschieden widersprechen musste, so befinde ich mich dagegen in Bezug auf die rhythmischen Beobachtungen, welche die Prolegomena Trinummi enthalten, fast durchweg im Einklang, nur erkläre ich dieselben ganz anders.

Der Hauptgesetze der antiken Rhythmik, durch welche sich nach meiner Ansicht fast alle rhythmischen Erscheinungen der griechischen wie der römischen Poesie erklären

lassen, sind zwei. Das eine besteht darin, dass am Ende einer metrischen Reihe, wie sie durch Versschluss oder Cäsar gebildet wird, genau der Rhythmus hervorgebracht werden muss, welchen der Fuss oder die Füße am Schluss dieser metrischen Reihe erfordern, mag es ein jambischer oder trochaischer, anapästischer oder daktylischer, respective logaödischer sein. Für Erzeugung dieses Rhythmus gilt als erste Regel, dass kein Monosyllabum am Ende der metrischen Reihe stehen darf, falls ein mehr als einsylbiges (nicht pyrrhichisches) Wort vorangeht, ausser wenn die beiden letzten Worte durch genau bestimmte, wenig zahlreiche Fälle der Enklisis oder Proklisis verbunden sind. Ausführlicher ist die Sache dargelegt d. r. m. S. 207—209. Das zweite Gesetz bestimmt, dass, wo statt des ursprünglichen Fusses, sei es durch Auflösung der Arsis oder Thesis oder durch Zusammenziehung der Thesis oder durch welche Freiheit immer Veränderungen eintreten, gewisse rhythmische Gesetze beobachtet werden, welche jene Lizenzen motiviren und gleichsam entschuldigen. Man wird das eben Gesagte leicht verstehen, wenn man das vergleicht, was ich im 2. Buch meiner Metrik S. 151—158 über die Auflösung der Arsen und den Gebrauch des Anapästes in den jambischen Versen der Daktyliker sage.

Der Sachverhalt ist also dieser, dass nicht im mindesten der grammatische Accent eines Wortes, sondern einzig sein Umfang an Sylben für die rhythmische Gestaltung eines Verses in Betracht kommt.

Zuweilen haben ferner, wie schon oben bemerkt, die Gesetze der Rhetorik auf den Rhythmus des Verses eingewirkt; auch andere Umstände, zumal der Gebrauch der *nomina propria*. Man sehe d. r. m. S. 131—136. Doch

erscheinen die so bewirkten Ausnahmen geringfügig im Vergleich zu jenen beiden Gesetzen.

Auch um die Erkenntniss des ältesten und wie es scheint bis auf Livius Andronicus einzigen Metrums der Römer, des versus Saturnius, hat Ritschl sich grosse Verdienste erworben, indem er die von Otfried Müller für dasselbe aufgestellten Gesetze beschränkt und berichtigt hat (de titulo Mummiano p. 2). Freilich ist dieses Metrum so schwierig, die erhaltenen Saturnier sind so wenig zahlreich und grossentheils so verderbt, dass eine endgültige Feststellung seiner Gesetze und Licenzen auch Ritschl nicht möglich war und vielleicht Niemandem möglich sein wird. Ritschl ging von dem Grundsatz aus, dass wir ein richtiges Bild des Saturnius nur aus den Inschriften gewinnen könnten; und bei der geringen Zahl und starken Verderbniss oder Interpolation der geretteten Saturnier des Livius und Naevius war diese Meinung auch nicht zu verwerfen. Dagegen leuchtet es ein, dass wir leicht von den Inschriften absehen könnten, wenn wir nur hundert Saturnier des Livius oder Naevius in reiner Gestalt vor uns hätten. Denn diese waren schulmässig gebildete Männer: wie es aber mit der Bildung derer stand, welche die inschriftlich erhaltenen Saturnier gedichtet haben, ist unbekannt.

Ich komme jetzt zu dem vierten und letzten Theile der Betrachtungen über Ritschl's Leistungen für Plautus, zur Darstellung seiner Verdienste um plautinische und altlateinische Grammatik.

Die Grundlagen zu einer historischen Grammatik des Latein hat Vossius in seinem unsterblichen Aristarch gelegt. Doch fand er keinen würdigen Nachfolger vor Ritschl. Theils der Mangel an Hilfsmitteln, theils das Fehlen der

kritischen Ader verhinderte die Spätern, das von ihm gegebene Beispiel gebührend zu verwerthen.

Ritschl ist der moderne Schöpfer der historischen Grammatik im Latein, indem er stets mit getreuer Beachtung der zuverlässigsten Handschriften und der besten Inschriften, andererseits gestützt auf metrische Observationen, die Geschichte dieser Sprache von ihren Anfängen in der Literatur bis zum goldenen Zeitalter und darüber hinaus verfolgte. Er hat für die lateinische Grammatik zuerst die Inschriften in ähnlicher Weise methodisch verwerthet, wie für Antiquitäten und Geschichte Herr Mommsen. Zeuge davon ist das glänzende Werk: *priscæ Latinitatis (bis zum Tode des Dictators Caesar) monumenta epigraphica ad archetyporum fidem exemplis lithographis repraesentata* edidit Fr. Ritschellius. Berlin 1862.*)

Schon die grossen Philologen des 16. Jahrhunderts, wie Lipsius und Scaliger, hatten die Bedeutung der Epigraphik für die Alterthumsforschung in formaler wie realer Hinsicht erkannt. Allein ihr Beispiel blieb unbeachtet, und Jahrhunderte lang war die Epigraphik zwar nicht ausschliesslich, aber doch meistentheils in den Händen von Dilettanten. Statt des Nutzens, den sie der Wissenschaft hätte leisten können, stiftete sie vielmehr Verwirrung, indem eine Menge gefälschter Inschriften, hauptsächlich Fabrikate des Ligorius, mit den ächten vermischt wurden.

*) Ueber Ritschl's epigraphische Studien, sowie seine Lehrmethode und die Art seines Vortrages handelt vortrefflich mein gelehrter und liebenswürdiger College, Herr Pomjalowsky, im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung vom Jahre 1871, Theil CLII. Abth. 3, Seite 33—60. Wir empfehlen Jedem, der sich für Ritschl interessirt, dringend die Lectüre dieses Aufsatzes.

Erst der italienische Epigraphiker Gaetano Marini (1742 bis 1815) brachte Gewissenhaftigkeit und Kritik in die Behandlung der Inschriften, und seit dieser Zeit ist die Epigraphik durch Männer wie Borghesi, Orelli, Kellermann, Mommsen und Henzen immer mehr zur Wissenschaft geworden.

Zur Ergänzung des von der Berliner Akademie der Wissenschaften entworfenen und seit lange in Ausführung begriffenen Corpus Inscriptionum Latinarum gab Ritschl das oben genannte Werk heraus, welches durch die umsichtige Kritik bei Unterscheidung des ächten und unächtén, durch die Treue der lithographischen Abdrücke, endlich durch reichhaltige Indices seinem Urheber für alle Zeiten einen Namen unter den ersten Epigraphikern sichert, wie denn selbst Herr Mommsen, bekanntlich kein Freund Ritschl's, bei Gelegenheit des Streits über die Aechtheit der Nenniger Inschriften, Ritschl's Bedeutung in der Epigraphik ehrenvollste Anerkennung zu Theil werden liess.

Leider ist der von Ritschl in Aussicht gestellte commentarius grammaticus nie erschienen, doch ist auch so das Werk höchst wichtig für altlateinische Grammatik. Durch seine Uebungen pflanzte Ritschl die Methode der epigraphischen Disciplin bei dem jüngeren Geschlechte fort, und wie er selbst haben seine Schüler in ihren grammatischen Untersuchungen grossen Nutzen aus der Epigraphik gezogen.

Ich gehe jetzt zu einer Betrachtung von Ritschl's Leistungen für die lateinische Orthographie über.

Die vulgäre Orthographie, wie sie bis tief in dieses Jahrhundert hinein fast durchweg in den Ausgaben der römischen Autoren herrschend war, beruht im Wesent-

lichen auf den Druckwerken des 15. oder 16. Jahrhunderts, welche meist nach jungen, nachlässig geschriebenen Codices hergestellt waren. Als sich seit dem 17. Jahrhundert grösseres Interesse für Orthographie einstellte, auch die Collationen von Handschriften genauer wurden, äusserten die so gefundenen Resultate doch wenig oder keinen Einfluss auf die gangbaren Ausgaben der Klassiker. Zwar fehlte es seit dem Wiederaufblühen der klassischen Studien zu keiner Zeit an Männern, welche über die Fehlerhaftigkeit der vulgären Orthographie im Klaren waren, allein erst in unserm Jahrhundert, und zwar seit den letzten 30 Jahren, begann man ernstlich, zuerst in gelehrten Ausgaben, später auch in populären, dieselbe zu reformiren. In diesem Bestreben vereinten sich Ritschl und Lachmann. Beide stimmten überein in der Erkenntniss, dass die Zeugnisse der alten Grammatiker für die Herstellung einer verständigen Orthographie von grossem Werthe seien. Im Uebrigen aber differirten sie in der Weise, dass Lachmann hauptsächlich Gewicht legte auf die Zeugnisse der ältesten Handschriften (wobei er willkürlich einige auswählte, andere vernachlässigte), während Ritschl vornehmlich auf die zuverlässigsten Inschriften die Reform der Orthographie basiren wollte. Die Wahrheit liegt hier wirklich in der Mitte: wir können zu dem besagten Ziele weder der Handschriften noch der Inschriften entbehren. Wenn die Inschriften für die älteste Zeit des Latein (bis auf Cäsars und Ciceros Tod) wichtiger sind, weil uns für diese Epoche die Handschriften und die Zeugnisse der Grammatiker vielfach im Stich lassen, so sind die Handschriften, d. h. die ältesten und besten, (die ältesten steigen etwa bis ins 4. Jahrhundert hinauf)

desto wichtiger für die Orthographie seit der Kaiserzeit, schon weil sie einen weit reicheren und mannigfaltigern Sprachschatz bieten als die Inschriften (von denen noch dazu viele zweifelhaft), und ersichtlich meistens nach den orthographischen Grundsätzen tüchtiger Grammatiker abgefasst sind, (während die Inschriften sehr häufig von ungebildeten Verfassern herrühren). Das im späteren Alterthum herrschende System der lateinischen Orthographie beruht im Wesentlichen auf den Bemühungen der Gelehrten im 1. Jahrhundert n. Chr., und dieses System haben auch wir zu befolgen. Nur ist es räthlich, die so gewonnenen Resultate der Wissenschaft langsam, zunächst nur wo sie vollkommen sicher sind, in die Praxis des Schulgebrauchs überzuführen. Uebrigens stimmen die Zeugnisse der ältesten und besten Handschriften und der ächten und zugleich sorgfältig gemeisselten Inschriften meist genau überein.

Dass wir im Stande sind, die römische Orthographie fast bis zur Zeit des Cicero, Virgil und Horaz genau zu controliren, und sie von dem Stadium der grössten Blüthe des Latein bis zur Entartung der Sprache ohne Unterbrechung zu verfolgen, verleiht diesen Studien einen eigenthümlichen Reiz, dessen die Beschäftigung mit griechischer Orthographie entbehrt.

Unermüdlich in seinen Bestrebungen das Gebiet der lateinischen Grammatik zu bereichern und zu erweitern, lenkte Ritschl ferner wieder die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die lateinischen Glossarien, deren Wichtigkeit für Erkenntniss des Latein, zumal des alten, gelegentlich auch für die Kritik der Texte schon frühere Philologen, z. B. Ruhnken geahnt hatten, die aber seit

dem 17. Jahrhundert ziemlich unbeachtet geblieben waren. Und doch giebt es kaum ein Gebiet der lateinischen Sprachforschung, wo soviel altes und treffliches handschriftliches Material zu Gebote stünde als hier. Wie man mit Glossarien umgehen müsse, zeigte Ritschl in der mustergültigen kleinen Abhandlung über ein plautinisches Glossarium. Seit dieser Zeit haben Schüler von ihm mit Erfolg einzelne Gebiete der Glossographie behandelt, resp. einzelne werthvolle Glossarien bekannt gemacht und verworther. Was dringend zu wünschen bleibt, ist die Ausgabe eines „corpus glosarum Latinarum“, gestützt auf die reichen Schätze der Pariser, Leydener, Römischer und anderer Bibliotheken, freilich ein Riesenwerk, dem die Kraft, vielleicht auch die Geduld eines einzelnen schwerlich gewachsen ist. Jedenfalls gehört dazu ein völlig reifer Gelehrter, der einerseits in der römischen Literatur gehörig bewandert ist, um wirkliche Beziehungen auf dieselbe von scheinbaren zu unterscheiden, andererseits der Aufgabe gewachsen ist, soweit dies möglich, die Reste wirklich vorklassischer Latinität von den häufig nur zu ähnlichen des vulgären oder provinzialen und des spätesten Latein abzusondern.

Auch auf die Reste der antiken Stenographie, die s. g. notae Tironianae, lenkte Ritschl zuerst wieder die Aufmerksamkeit der Philologen, indem er zugleich auf ihre Wichtigkeit in sprachlicher Hinsicht, zumal auch in Beziehung auf das vorklassische Latein hinwies. Es ist bekannt, dass einer seiner besten Schüler seit längerer Zeit unablässig an Sammlung und Neugestaltung der vielfach zerstreuten handschriftlichen Reste der notae Tironianae arbeitet.

Dass ferner Ritschl die lateinischen Grammatiker, Metriker und Scholiasten gebührend in Betracht zog und sehr häufig durch neue und feine Beobachtungen erläuterte und verwerthete, bedarf kaum der Erwähnung.

Auf Ritschl's Anregung hat einer seiner vortrefflichsten Schüler eine, jetzt beinahe abgeschlossene, Ausgabe der lateinischen Grammatiker und Metriker, die in letzter Instanz auf die Studien der Gelehrten des 1. Jahrhunderts vor Christus, und noch mehr des folgenden Jahrhunderts zurückgehen, unternommen, welche, wenn sie auch in Hinsicht der Kritik, die zu conservativ ist, manches zu wünschen lässt, durch die Fülle des kritischen Apparats, die Sorgfalt, den Fleiss und den Scharfsinn des Verfassers der Wissenschaft einen sehr grossen Dienst geleistet, und die Ausgabe von Putschius völlig antiquirt hat.

Einer so vielseitigen Quellenkunde entsprachen die gewonnenen Resultate, die theilweise der glänzendsten Art waren.

So ist z. B. die Beobachtung über die ursprüngliche und bei Plautus noch vorhandene Länge verschiedener Endsilben, die bei Ennius und den Daktylikern immer verkürzt werden, nachträglich durch die Resultate der sprachvergleichenden Grammatik bestätigt worden. Nur hätte man bei diesen Untersuchungen Ritschl's, wie bei andern, zuweilen strengere Scheidung der Zeiten und der Autoren, besonders der Sceniker und Daktyliker wünschen können (vgl. d. r. m. 324 fgd.). Auch Ritschl's Forschungen über den Vocalismus des alten Latein sind wohl allgemein recipirt. Vortrefflich ist von ihm in den epigraphischen Briefen und sonst, mit stetem Hinweis auf die Inschriften, dargelegt, wie ohne die Bemühungen der Sceniker seit Livius

und zumal der Daktyliker seit Ennius die lateinische Sprache nothwendig der formalen Entartung hätte anheimfallen müssen. In der That verdankt sie es theils den Dramatikern, besonders aber dem gewaltigen Beispiel und stets wachsenden Einfluss des Ennius, dass jener Process der lautlichen Versumpfung, der viel später in den romanischen Sprachen seinen Ausdruck fand, nicht schon lange vor Cicero eingetreten. — Es war dabei eine glückliche Fügung oder vielmehr historische Nothwendigkeit, dass die ältesten lateinischen Poeten auch zugleich Grammatiker waren.

Ferner sind eine Menge Wortformen, die früher unbekannt waren oder doch für einfache Schreibfehler galten, durch Ritschl's oder seiner Schüler Bemühungen theils als die allein richtigen, theils wenigstens als wohlberechtigte hingestellt worden, andererseits nicht wenige falsche, aber durch Tradition und Aberglauben geheiligte, ausgemerzt. Ebenso verdanken wir Ritschl neue Aufschlüsse über die mannigfachen Wandlungen der in das Latein recipirten *graeca*. Seine Untersuchungen über die orthographischen Neuerungen des Accius und des Lucilius Verhältniss zu diesen haben mir die erspriesslichsten Dienste bei Behandlung des neunten Buches der Lucilischen Satiren geleistet. Einen ausführlichen Bericht über die älteren Forschungen Ritschl's zur lateinischen Sprachgeschichte, aus der Feder eines seiner Schüler, findet man in den philologischen Jahrbüchern von 1857 und 58, S. 305—324, 177—213.

Natürlich kam die Mehrzahl der gewonnenen Resultate zunächst dem Plautus zu Gute oder ging doch aus von Plautus (bei dem, beiläufig gesagt, die archaischen Formen

des Latein meist sich treuer im codex vetus als in dem viel älteren Mailänder Palimpsest erhalten haben).

Viel Beifall, aber auch viel Widerspruch hat die von Ritschl in den geistvollen „Plautinischen Excursen“ (Leipzig 1869) versuchte Wiedereinführung des s. g. paragogischen „d“ als Zeichen des ablativus singularis, der Adverbien und Präpositionen auf a, o, u, e und der Imperative auf o erfahren. Ich gestehe, dass ich mich gegen diese Ansicht, so bestechend sie ist, sceptisch verhalte, da das schnelle Verschwinden des auslautenden d aus der Litteratur und den Inschriften durch phonetische Gründe, sowie das Bestreben, das Latein dem verwandten Griechisch thunlichst zu assimiliren sich so leicht und gefällig erklären lässt. Der confusen Annahme eines Ritschelianers von einem schriftlich verschwundenen, aber phonetisch nachwirkenden „d“ will ich ganz geschweigen. Freilich erledigen sich unbestreitbar durch Einführung des „d paragogicum“ sowie durch Wiederbelebung der alten Nominativendung der zweiten Declination auf is, (die jedenfalls aus inschriftlichen Zeugnissen weit grössere Probabilität für Plautus gewinnt), durch Herstellung des Genetivs und sogar Nominativs auf as in der ersten und durch andere Mittel eine Menge metrischer Schwierigkeiten im Plautus, zumal viele Hiatus; aber eben so sicher ist es, dass die zahllosen und argen Verderbnisse des Plautinischen Textes gar manchen Versuchen der Emen- dation einen scheinbaren Halt gewähren, die bei ge- nauerer Prüfung sich als unwahrscheinlich oder doch sehr problematisch erweisen. Natürlich gilt dies ebenso für Hypothesen, die sich ausschliesslich auf die handschrift- liche Ueberlieferung stützen (welche übrigens beiläufig

gesagt, dem „d paragodicum“ wenig oder gar keinen Anhalt gewährt). Lässt sich doch aus dem Plautus, wie Herr C. F. W. Müller bemerkt, sogar die Verlängerung der ersten Silbe in „homo“ durch eine stattliche Menge Beispiele demonstrieren.

Wie in kritischer und in metrischer Hinsicht, wird sich auch in grammatischer der Text des Plautus nie zum Abschluss bringen lassen, und der Mann, der am meisten für Plautus geleistet, hat auch am klarsten, noch zuletzt in den plautinischen Excursen, die grossen Schwierigkeiten, die sich einer Reconstruction der Plautinischen Komödien entgegenstellen, dargelegt. Insofern aber, als Ritschl theils selbst Bewunderungswürdiges geleistet, theils Andern die Wege gezeigt hat, auf denen sie in der Erkenntniss des Plautus fortschreiten sollen, kann er mit Recht der „sospitator Plauti“ genannt werden.

Freilich wird grade auf dem Gebiet der archaischen Latinität der Spruch „dies diem docet“, den Ritschl bei seinen Plautinischen Studien so oft bestätigt gefunden und dessen Wahrheit er selbst freimüthig anerkannt hat, sein Recht behalten, und noch viele Zeit wird vergehen, ehe wir auf dem eben bezeichneten Felde zu relativer Sicherheit gelangen werden: denn zu absoluter zu dringen erscheint oft unmöglich.

Zu bedauern ist es, dass, angeregt durch Ritschl's grossartiges Beispiel, die Schriftstellerei der Philologen sich in ähnlicher Weise auf Plautus geworfen hat, als auf Lucretius seit der Ausgabe Lachmanns und in neuester Zeit auf Lucilius. Ritschl selbst beklagte dies. Dadurch ist die Literatur für Plautus fast unübersehbar und, grösstentheils, so ungeniessbar geworden, wie mit einer

Anzahl rühmlicher Ausnahmen, die gleich breite über die homerische Frage. Ich möchte rathen, einstweilen, wenigstens bis der vollständige kritische Apparat zu Plautus von Prof. Studemund sowie die neue Ausgabe des Nonius vorliegen, den Plautus in Ruhe zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dass noch manches für Plautinische Grammatik und Metrik aus den spätlateinischen Autoren zu gewinnen ist. Denn das nachklassische Latein, zu welchem den Uebergang machte das plebejische Latein der Provinzialen und im 2. Jahrhundert n. Chr. die archaisirende Periode der Frontonianer, hat sehr viel Verwandtschaft mit dem vorklassischen. Es liegen aber die Autoren der letzten Periode der römischen Literatur bekanntlich sehr vernachlässigt, und ihr Gebiet ist noch fast gänzlich terra incognita. Eine gründliche Beschäftigung mit ihnen, für die soviel altes und treffliches handschriftliches Material vorhanden, würde der Philologie mehr nützen als das ewige Aufrühren von Fragen, deren auch nur annähernd richtige Beantwortung zur Zeit oftmals noch gar nicht möglich ist.

Bevor ich von Ritschl's Plautinischen Studien und dem was sich daran knüpfte, Abschied nehme, spreche ich den Wunsch aus, dass von einem einsichtigen Schüler des Verstorbenen seine Vorlesungen über lateinische Grammatik möglichst bald herausgegeben werden, ehe die guten Handschriften verschwinden oder gar literarischen Piraten in die Hände fallen. Nach allem was mir daraus bekannt ist, werden sie der Wissenschaft höchst förderlich sein.

Auch ausserhalb des Gebietes der archaischen Latinität hat sich Ritschl oft, und häufig mit Glück, noch

häufiger mit Geschick bewegt. Gleichwohl erkennt man leicht, wann er mit den augusteischen, und noch mehr, wann er mit den späteren Dichtern sich beschäftigt, dass er auf einem ihm minder vertrauten und minder sympathischen Gebiet operirt. Noch mehr gilt diß — beiläufig gesagt — für die meisten seiner Schüler. Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen den frühern Dramatikern des alten Rom's und den daktylischen Dichtern so gross, dass es fast wie ein Wunder erscheint, wenn ein Kritiker beide Gebiete mit gleicher Gewandtheit beherrscht. Bei jenen fängt man am besten mit der socratischen *professio ignorantiae* an. Die Gesetze der Daktyliker hingegen sind seit Virgil, Horaz, Ovid, zum mindesten was die Metrik und Grammatik betrifft, im ganzen so gesichert, wie nur irgend ein Theil der exacten Wissenschaften. Man ersieht dies recht deutlich, wenn man Ritschl's *prolegomena* zum *Trinummus* mit Lachmann's *Commentar* zu *Lucrez* vergleicht. — In diesem sind die meisten grammatischen und metrischen Beobachtungen so zweifellos, dass sie fast unverändert von späteren Grammatikern und Metrikern recipirt werden konnten. Ritschl's *prolegomena* enthalten auch genug des Positiven, aber nicht minder viel, was hauptsächlich deshalb wichtig ist, weil es den Anlass gab zu neuen, ergänzenden, berichtigenden, widerlegenden Untersuchungen.

Im übrigen hatte er für Sprachen einen weitschauenden Blick und ein lebendiges Interesse. Als ihn amtliche Beziehungen mit Russland vereinten, bedauerte er mir gegenüber, dass ihn seine vorgerückten Jahre am Erlernen der russischen Sprache hinderten, und vorher, als ich nach Petersburg berufen wurde, rieth er mir dringend, das

Russische eifrig zu studiren, indem er hinzufügte, dass man mit jeder neuen Sprache zugleich einen neuen Ideenkreis gewinne.

Bedarf es noch der Erwähnung, dass ein solcher Mann, auch wo er sich mit Fragen der realen Philologie beschäftigte, meist mit Glück oder Geschick operirte? Die Bedingungen zu erfolgreicher Forschung auf dem Gebiet der realen Philologie sind doch ganz dieselben wie auf dem der formalen: scharf logisches Denken, genaue Sprachkenntniss, gründliches Studium und methodische Klassifikation der Quellen, endlich die induktive Methode, die nicht aus vorgefassten Meinungen ein ganzes System construirt, sondern durch genaue Feststellung der einzelnen Probleme allmähig ein harmonisches Bild der Gesamtheit einer Disciplin oder eines bestimmten Theiles derselben zu erlangen strebt.

Dass Ritschl auch gelegentlich Fragen der Archäologie bearbeitete, ward schon oben erwähnt. Bekannt ist sein Ausspruch: *sine philologiae luce caecutire archaeologiam*, d. h. dass ohne genaues, von gründlicher Sprachkenntniss unterstütztes Studium der alten Schriftsteller alle Forschungen über die Kunst der Alten eitel seien. Man weiss, um nur ein Beispiel, aber ein glänzendes, für die Wahrheit jenes dictum anzuführen, welchen Antheil an der Reconstruction des einen Parthenon-Giebels, die wir dem ingenium eines berühmten Archaeologen dieser Stadt verdanken, die philologisch mustergültige Behandlung einiger Verse aus dem sechsten Buch von Ovid's Metamorphosen hat.

Ritschl's Arbeiten sind theils deutsch abgefasst, theils lateinisch, und er behandelte beide Sprachen mit gleicher Sicherheit und Eleganz. Leider kann man dies nicht von

allen seinen Schülern sagen. Ueberhaupt hat die Kunst des lateinischen Stiles während des letzten Jahrzehnts in Deutschland sehr bedauernswerthe Rückschritte gemacht, hauptsächlich wohl durch Schuld der Berliner, einseitig auf Römische Inschriften und Alterthümer gerichteten Schule, und habe ich oft darüber Klagen einsichtiger Pädagogen gehört, die mit Recht von dieser Nachlässigkeit Schaden für die Jugendbildung befürchteten.

Beinah lächerlich fürchtete ich zu scheinen, den augenblicklichen Stimmführern gegenüber, durch Empfehlung einer, natürlich verständigen und massvollen, Wiederaufnahme der gegenwärtig fast überall auf den Gymnasien darniederliegenden Lateinischen Versification, die dem künftigen Latinisten fast unerlässlich, allen Schülern aber zum leichteren und tieferen Verständniss antiker Sprache und Poesie recht fördersam ist, wenn ich nicht in einer Biographie Ritschl's diesen Rath ertheilte. Nun aber kann ich mich auf seine gewichtige Autorität berufen (op. philol. II, 677, 8).

Bevor ich mich zu Ritschl's pädagogischer Thätigkeit wende, gedenke ich noch seiner Verdienste als Herausgeber des Rheinischen Museum für Philologie, das er seit 1842 mit Welcker, gelegentlich im Verbande mit einzelnen Schülern, redigirte. Sein besonderes Augenmerk hierbei war, wie er mir sagte, gerichtet auf möglichste Mannigfaltigkeit des Inhalts, hinsichtlich dessen er den Vers citirte: wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen. Deshalb wurde auch solchen Ansichten, die Ritschl persönlich nicht sympathisch waren, in liberaler Weise Spielraum gewährt. Dass übrigens auf möglichste Gediegenheit gesehen wurde, braucht nicht bemerkt zu werden: nur versteht es

sich, dass Zeitschriften nicht so streng in der Wahl des dargebotenen Stoffes sein können, als der einzelne Gelehrte sein muss, wenn er seine zerstreuten Schriften sammelt. Jenen beiden Tugenden nun verdankt es das Rheinische Museum, dass es bis zur Stunde als das erste philologische Journal Deutschlands dasteht.

Ich schliesse hiermit die Betrachtungen über Ritschl's wissenschaftliche Arbeiten und wende mich zu dem letzten Theil meiner Aufgabe, der Schilderung seiner pädagogischen Thätigkeit. *)

Um eine Schule zu gründen sind zwei Dinge nöthig, bedeutende, allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen — da nur diese die nöthige Autorität gegenüber dem häufig sehr früh hervortretenden Scepticismus der Studenten zu verschaffen im Stande sind — und pädagogisches Talent. Wir haben gesehen, dass die erste Bedingung bei Ritschl reichlich erfüllt war; betrachten wir jetzt, wie es mit der zweiten stand.

Zunächst ist an Ritschl hervorzuheben eine ausgezeichnete Gabe des mündlichen Vortrags. Seine Vorlesungen waren klar ohne trivial, interessant ohne oberflächlich, belehrend ohne langweilig zu sein. In Bezug

*) Ritschl's pädagogische Methode ist oft genug von Freunden und Feinden besprochen worden. Als die oben erwähnten Streitigkeiten zwischen ihm und Jahn sich abspielten, erschienen mehrere Brochuren, welche die Lehrthätigkeit der beiden Gegner im Interesse des Einen oder des Anderen kritisirten, nämlich von W. Brambach: „Das Ende der Bonner Philologenschule“ und „Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn“ und zwischen beiden von einem Anonymus „Das philologische Studium in Bonn“. Ich folge durchweg meinen eigenen Informationen und Anschauungen.

auf Citate hielt er eine verständige Mitte zwischen dem Unwesen holländischer Philologen heutiger Zeit, die fast nie citiren, und dem Unwesen vieler deutscher Philologen jeder Zeit, die durch eine Sündfluth von Citaten das beste Collegium ungeniessbar zu machen verstehen.

Es versteht sich von selbst, dass bei Ritschl's Collegien die Probleme der formalen Philologie ausführlicher behandelt wurden als die der realen. Mit besonderer Vorliebe verweilte er ferner bei der Erklärung oder Verbesserung schwieriger oder verderbter Stellen.

Was den Inhalt seiner Vorlesungen betrifft, so hätte man vielleicht eine grössere Mannigfaltigkeit wünschen können. Besonders scheint es mir zu bedauern, dass er niemals (oder doch fast nie) die Geschichte der römischen Literatur gelesen hat, von der er gewiss ein lebensvolles, an neuen Anschauungen reiches Bild den Zuhörern entworfen haben würde. Theils Rücksicht auf seine Collegen, theils Ueberhäufung mit Arbeiten scheint ihn veranlasst zu haben, die Zahl seiner Lectionen zu beschränken. Seine Vorlesungen während der Blüthezeit in Bonn und seit seiner Uebersiedelung nach Leipzig umfassten hauptsächlich Encyclopädie der Philologie, lateinische Grammatik, Metrik der Griechen und Römer, Interpretation des Plautus, Aeschylus, Aristophanes, Dionysius von Halikarnass.

Wenn Ritschl's Vorträge wegen der oben geschilderten Vorzüge eine zahlreiche Zuhörerschaft anzogen, zuweilen über 200, so entfaltete sich doch sein pädagogisches Talent noch glänzender in seinem Seminar, sowie in den Uebungen, die er privatissime mit lernbegierigen Studenten hielt.

Die Einrichtung der philologischen Seminare in Deutsch-

land ist folgende. Meist leiten zwei Directoren ein Seminar, einer die Uebungen im Griechischen, ein anderer die im Lateinischen. Die Arbeiten der, meist in vorgerückten Semestern befindlichen, Mitglieder bestehen theils in der Interpretation eines Autors, welchen der Leiter des Seminars bestimmt, theils in Disputationen über schwierige oder verderbte Stellen der verschiedensten Autoren, theils in schriftlichen Arbeiten, die sich meist mit grammatischen, metrischen, kritischen Fragen, seltener mit literarhistorischen, am seltensten mit Realien befassen. Diese werden dann von einem sogenannten Opponenten recensirt unter Leitung des Professors. Die Wahl des Stoffes der Disputationen und der schriftlichen Arbeiten ist meist dem Belieben der Studirenden anheim gestellt. Die Sprache bei allen diesen Uebungen war früher durchweg lateinisch. Leider hat in neuester Zeit dies mehrfach dem Deutschen weichen müssen. Auch in Ritschl's Seminar wurde auffälligerweise öfters deutsch disputirt. Die Bemerkungen des Professors sind theils sachlichen, theils stilistischen Inhalts. Dass ein Mann wie Ritschl grade auch der stilistischen Seite gebührende Aufmerksamkeit zuwandte, braucht kaum bemerkt zu werden.

Was nun weiter den Inhalt der Uebungen betrifft, die Ritschl mit den Studirenden anstellte, so hat derselbe allerdings keine neue kritische Methode für die Behandlung von Fragen der formalen Philologie erfunden, wie schon oben auseinandergesetzt. Dagegen hat er der philologischen Thätigkeit manche neue Gebiete erschlossen, auf welchen dann auch seine Schüler sich mit besonderem Eifer bewegt haben. Für die Versuche der Emendation von Texten war es freilich kein Vorthail, dass Ritschl's kritische Thätigkeit von Plautus ausging, da der heillos

verderbte Plautinische Text oft Gewaltsamkeiten der Kritik rechtfertigt oder doch entschuldigt, die bei andern weit weniger verderbten Autoren, z. B. Virgil oder Horaz oder Juvenal, nicht zu dulden sind. Um so wohlthätiger war Ritschl's Einfluss in Bezug auf die methodische Feststellung von Verderbnissen, sowie auf Exegese, grammatische, metrische und literarhistorische Untersuchungen. Mit Recht rühmt desshalb der Verfasser der Schrift „Das philologische Studium in Bonn“, obwohl er mehr auf Jahn's Seite steht, die eminente pädagogische Befähigung, die wunderbare Lehrgabe Ritschl's, durch die es ihm gelang, die allgemeinen Gesetze gesunden Denkens in der Anwendung auf grammatische und kritische Fragen den philologischen Anfängern deutlich zu machen, durch unerbittliche Strenge gegen jede Halbheit im Denken und Forschen Fleiss und Scharfsinn anzustacheln und den Studenten zu zwingen jeder Frage auf den Grund zu gehen und nicht eher zu ruhen als bis jeder lösbare Zweifel gelöst war. Denn Ritschl's Grundsatz und Lieblingsspruch war der Vers des römischen Dichters: „nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet“. Die Schärfe des Urtheils, die Herrschaft über die Sprache, die Lebendigkeit des Geistes, ferner die Gabe auf die Gedanken eines Anderen einzugehen, sie zur Klarheit zu bringen und auf den richtigen Weg zu leiten, zogen immer von Neuem strebsame Philologen, ja selbst gelegentlich Studirende anderer Facultäten, zu Ritschl's seminaristischen Uebungen hin. Seine Methode bei Behandlung wissenschaftlicher Fragen war, wie einer seiner Schüler vortrefflich bemerkt, im Wesentlichen dieselbe, wie wir sie bei den feinsten Denkern des Alterthums, Aristoteles, Plato, Horatius finden.

Natürlich kann auch die beste Methode nur bei talentvollen Schülern Früchte tragen, ebenso wie die Kenntniss aller Gesetze der Logik unfruchtbar bleibt, wenn der Kopf nicht zum logischen Denken befähigt ist. Nun besass aber Ritschl die Gabe, mochte auch zuweilen ein Irrthum unterlaufen, bei seinen Schülern die besonderen Talente und Neigungen jedes Einzelnen zu entdecken und anzuregen, Jeden auf ein für ihn besonders geeignetes Feld wissenschaftlicher Thätigkeit hinzuführen, die Trägen anzuspornen. Zur Förderung dieses Zweckes dienten ihm auch die Preisaufgaben, welche nach dem usus der preussischen Universitäten in Bonn jährlich gestellt wurden. Durch solche ist z. B. von ihm angeregt die gründliche Untersuchung der Fragmente der XII Tafeln und des Ennius, die kritische Behandlung der Rheinischen Inschriften, der Prologe des Terenz und Plautus, der grammatischen Arbeiten des Kaisers Claudius und manches andere.

Begreiflich überwog bei allen diesen Uebungen das Lateinische, und Ritschl's Einfluss zeigte sich am vortheilhaftesten auf den Gebieten, die ihm besonders eigen waren. Doch boten die eben geschilderten Vorzüge seiner pädagogischen Methode jüngern Philologen die Möglichkeit auch in anderen Theilen der Wissenschaft mit Glück zu arbeiten. Auch zählt Ritschl unter seinen Schülern manchen tüchtigen Gräcisten. Selbst unter den Sprachvergleichern sind Schleicher und Curtius von Ritschl's Schule ausgegangen. Endlich haben sich mehrere Ritschelianer erfolgreich mit Fragen der realen Philologie beschäftigt. Dass gleichwohl sich seine Schüler meist am glücklichsten auf den von Ritschl selbst cultivirten oder ihnen von Ritschl angewiesenen Gebieten bewegten, erklärt sich leicht

daraus, dass überhaupt die menschliche Natur, wenn man von einzelnen Ausnahmen absieht, am sichersten dann arbeitet, wenn die ihr zufallende Arbeit genau begrenzt ist. Darum lässt es sich auch begreifen, dass bei manchen derselben die ersten Arbeiten, wo ihnen Ritschl noch selbst die Hand führte, die besten sind. Andererseits ist es nicht zu verwundern, dass zuweilen Entdeckungen Ritschl's, z. B. die symmetrische Responion in manchen Dialogpartieen des antiken Dramas, indem man sie ungeschickt anderweit anwendete, in Misskredit kamen und übel statt gut wirkten.

Schliesslich bedarf es kaum der Erwähnung, dass Ritschl gebührend bedacht war, seine Schüler auch mit den äusseren Kunstgriffen der Kritik, den Gesetzen der Palaeographie in Handschriften und Inschriften bekannt zu machen, wie er auch seine weitreichenden Verbindungen gern benutzte, um jungen Philologen das zu ihren Arbeiten erforderliche handschriftliche und inschriftliche Material zu beschaffen.

Man hat Ritschl vorgeworfen, dass er das Studium seiner Schüler auf einen verhältnissmässig sehr engen Kreis von Schriftwerken des Alterthums concentrirt habe, dass dadurch ihr Gesichtskreis eng geworden sei, und dass überhaupt die wenigsten derselben sich durch umfangreiche Kenntniss der klassischen Literatur ausgezeichnet. Diese Vorwürfe sind in Bezug auf die Mehrzahl richtig; doch trifft dabei Ritschl nur in soweit Schuld, als er wohl den Kreis seiner Vorlesungen mehr hätte ausdehnen können. Für die Interpretation im Seminar kann selbstverständlich in jedem Kurse nur ein, an Umfang beschränktes, Werk in Betracht kommen, falls dieselbe Frucht bringen soll. In

Bezug auf jene hat volle Wahrheit der Spruch des jüngeren Plinius, man müsse multum, nicht multa lesen. Dagegen für die Disputationen und die schriftlichen Arbeiten der Studenten stand die Wahl des Stoffes in jedes Einzelnen Belieben. Wenn nun, wie unleugbar der Fall ist, viele Schüler Ritschl's ungenügende Belesenheit in den klassischen Autoren oder geringe Kenntnisse in den Realien gezeigt haben, so liegt dies lediglich daran, dass sie theils auf der Universität, besonders in den ersten Semestern, wo sie noch nicht an Ritschl's Seminar participirten, theils später, als sie die Universität verlassen, ihre Kenntnisse nicht in wünschenswerther Weise ergänzt haben.

Gewichtiger ist ein anderer Vorwurf, des Inhalts, dass in Ritschl's Schule die jungen Leute zu früh zur Produktion angeregt seien, dass sie, statt die gesicherten Resultate anerkannter Gelehrten in sich aufzunehmen, zu rasch darauf erpicht gewesen seien, selbst Neues zu finden, dass sie oft in sehr jungen Jahren sich auf die Bearbeitung eines Autors oder gar, wenn dieser zu umfangreich, eines Buches concentrirt hätten, ohne sich weiter viel um die übrige Philologie zu kümmern, und so nothwendigerweise einseitig und beschränkt geworden seien. Dass dies nicht selten der Fall gewesen, lässt sich unmöglich leugnen. Allein ich glaube, dass man das Urtheil meines Collegen Pomjalowsky unterschreiben muss, der S. 59 seines oben in der Anmerkung citirten Aufsatzes Ritschl nur in soweit Schuld giebt, dass er meint, dieser sei nicht immer vorschnellen oder einseitigen Produktionen mit der nöthigen Energie entgegengetreten.

Dieser Tadel gilt besonders für die 6 Bände „acta societatis philologiae Lipsiensis“, in denen Ritschl von

1871—76, wie vor ihm öfters Leipziger Professoren, zuletzt Curtius, Abhandlungen jüngerer Männer herausgab, die er zu einer philologischen Gesellschaft vereinigt hatte. Wenn dies Unternehmen einerseits ein Zeugniß ablegt von Ritschl's regem Interesse für seine Schüler und der mächtigen Wirkung, die er auch in vorgerückten Jahren auf die Jugend ausübte, so halte ich andererseits solche Sammelwerke, wie sie jetzt in Deutschland beliebt sind, für höchst bedenklich, oder vielmehr verfehlt. Mag auch den Professor, der das Ganze leitet, immer der aufrichtigste Wunsch, die Wissenschaft ernstlich zu fördern, alles Mangelhafte auszuschneiden, beseelen, so ist es doch für einen Einzelnen bei dem heutigen so grossen Umfang der Philologie und bei der Ueberhäufung mit Geschäften, unter der die deutschen Professoren leiden, gar nicht möglich, überall die vorschnellen oder mittelmässigen Arbeiten immer gebührend zurückzuweisen, ganz abgesehen davon, dass überhaupt Werke von dauerndem Werthe sich nicht durch fremde Anregung oder günstige Gelegenheit zum Druck hervorzaubern lassen, sondern nur aus dem eigenen, unmittelbaren Drange bevorzugter Naturen hervorgehen. Oft erweckt es auch ein schädliches Selbstvertrauen bei jungen Leuten, wenn sie unter der Aegide eines berühmten Gelehrten zuerst dem Publikum vorgeführt werden. Sie meinen, sie wären schon etwas, während sie doch noch nichts sind, und massen sich Urtheile über anerkannte Gelehrte an, von denen sie lediglich zu lernen haben. Der wirkliche Ruhm ist eine Pflanze, die sehr langsam gedeiht, und man erreicht ihn nur durch viele Mühen und Opfer, gemäss dem alten Spruch: *eruditionis radices amarae, fructus dulces*. Ritschl selbst ist erst nach

seinem 40. Jahre berühmt geworden. Der eben über Sammelwerke dieser Art ausgesprochene Tadel gilt auch für Ritschl's *acta*. Dass dieselben vieles Gutes, einiges Vortreffliche enthalten, wird bei Ritschl's eminentem pädagogischem Takt und Einfluss auf die Jugend nicht wunderbar scheinen; aber ebenso wenig mangelt es an halbreifen oder mittelmässigen, ja ganz verfehlten Arbeiten. Das Gute in den *acta* würde auch ausserhalb derselben sein Publikum gefunden haben. Ritschl selbst aber würde ohne die Herausgabe der *acta* viel Zeit übrig gehabt haben, und er hätte die Gelegenheit gefunden, den 3. und 4. Band seiner *opuscula*, bereichert mit zeitgemässen Zuthaten, herauszugeben, die nun in Zeitschriften und Programmen zerstreut liegen. Dafür würde ihm die Wissenschaft viel dankbarer sein als für die *acta*.

Noch möchte ich auf eine Eigenheit der Schule Ritschl's aufmerksam machen, die nicht ganz ohne Ritschl's Schuld entstanden, ich meine ihre Vorliebe für Behandlung von Fragmenten. Dass Ritschl zu dieser gern ermunterte, erklärt sich freilich leicht, da seine Studien ihren Mittelpunkt hatten in der vorklassischen Latinität, die ausser den Comödien des Plautus und Terenz fast nur einen grossen Trümmerhaufen bildet. Auch ist die Neugestaltung von Fragmenten sehr verführerisch für junge Gelehrte, insofern jene meist ein weit umfangreicheres Feld für geistreiche oder bestechende Combinationen bieten als vollständig erhaltene Werke, selbst abgesehen dass sie meist weniger durchackert sind als diese. Aber nirgend hat man sich auch mehr zu hüten vor Spitzfindigkeiten und Hariolationen, vor gewagten Conjecturen und Willkürlichkeiten, vor Vernachlässigung

der metrischen und prosodischen Observanzen, als bei der Bearbeitung von Fragmenten, so dass ich diese unbedingt für die schwierigste Aufgabe des philologischen Kritikers halte, welcher nur der gewachsen ist, der längere Zeit vollständige Werke des Alterthums mit Erfolg behandelt hat. Dass sie ihre kritische Thätigkeit mit der Recension von Fragmenten begonnen haben, ist bei einzelnen Schülern Ritschl's von bedeutsamen, keineswegs erfreulichen Folgen gewesen.

Ich gehe jetzt zu einer Exposition über, die zwar auch auf manche Schüler Ritschl's Bezug nimmt, aber eine ganz allgemeine, so zu sagen von Zeit und Raum abgelöste Bedeutung hat.

Wie ein Römer vor Cicero sagte, er habe manchen Beredten, aber keinen Redner gesehen, so kann man behaupten, dass jedes Zeitalter, welches die Studien der formalen Philologie pflegt, ziemlich viele glückliche Conjectoren, aber sehr wenige Kritiker erzeugt. Woher kommt dies? Aus dem einfachen Grunde, dass es unvergleichlich schwerer ist, ein literarisches Product, und wäre es klein und geringfügig, in mustergiltiger Gestalt herauszugeben, als für irgend einen beliebigen Text eine Anzahl guter, selbst vorzüglicher Besserungen zu finden. Wer dies vermag, hat eine kritische Ader, aber er ist noch lange kein Kritiker. Nur wer einheitliche, künstlerisch abgerundete Leistungen auf dem Gebiete der Kritik hinter sich hat, kann auf diesen Ehrentitel Anspruch machen. Solche aber sind nur dann vorhanden, wenn wir das, mitunter vielleicht nur in Trümmern vorliegende, in allen Fällen entstellte Werk eines Autors mit gleichmässiger Berücksichtigung aller hinsichtlich der ur-

sprünglichen Gestalt des Textes in Betracht kommenden Fragen erfolgreich reconstruiren.

Warum ist nun dies so viel schwerer als die Auf-
findung einiger Dutzend guter Besserungen für einen ver-
derbten Text? Nicht bloß durch den grösseren Umfang
der Aufgabe, sondern weil zu ihrer glücklichen Vollendung
vielfach Bedingungen erforderlich sind, die wir gar nicht
immer in unserer Gewalt haben. Bekanntlich ist die
Divination keineswegs bloß etwas mechanisches; — denn
wer alle Regeln der Kritik und Palaeographie inne hat,
wird dadurch noch lange nicht in den Stand gesetzt, auch
nur eine einzige gute Conjectur oder Combination zu
machen. Es genügt aber für jene auch keineswegs
scharfer, durchdringender Verstand. Nur wo diese,
übrigens höchst schätzenswerthe, Eigenschaft, deren Auf-
gabe zunächst nur der erste Schritt zur Wahrheit, die
Erkenntniß des Falschen, ist, mit einer, wo nicht produ-
cirenden, wenigstens reproducirenden Erfindungsgabe sich
paart, feiert die divinatorische Kritik ihre wahren Triumphe.
Denn es ist die Aufgabe des Kritikers, in die, wie immer
gestaltete, geistige Natur des behandelten Autors, dessen
Werk aber — und darin liegt eben die grösste Schwierig-
keit — nie in reiner, sondern stets in mehr oder weniger
getrübtter Gestalt vorliegt, sich so zu vertiefen, daß zeit-
weilig sich sein ingenium mit dem seines Autors deckt.
Dazu ist natürlich das erste Erforderniß, daß man das
Werk, welchem man sich zugewendet, vollkommen kennt,
womöglich im Gedächtniß hat, aber keineswegs das
einzige. Die gründlichste Kenntniß dieses Werkes, wie der
verwandten, ist doch nur die äusserliche Bedingung sine
qua non für den Kritiker, es treten Anforderungen an

ihn heran, die durch alle Gelehrsamkeit, als solche, nicht erfüllt werden können.

Man darf deshalb die Kritik beinah als die Fertigkeit bezeichnen, in der sich Poesie und Wissenschaft, zwei übrigens so verschiedene Phänomene des menschlichen Geistes, amalgamiren.

Nun aber steht die divinatorische Kritik auch dem am reichsten Begabten nicht immer in gleicher Weise zu Gebot. Sie ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein zu ätherisches Wesen, als dass sie nicht von den Zufälligkeiten des Dunstkreises, in dem wir leben, afficirt werden sollte. Am glücklichsten geht sie von statten, wenn sie unabsichtlich kommt. Selbst der begabteste Kritiker wird meist wenig reussiren, wenn er an ein Werk mit der Absicht tritt, es durch Conjecturen zu verbessern. Es bedarf ferner zur glücklichen Reconstruction eines Schriftwerkes, d. h. um sich ganz in ein fremdes ingenium hineinzuendenken, nicht blos der geeigneten Begabung, sondern ebenso sehr der geeigneten Stimmung, die nur dann zu entstehen pflegt, wenn zugleich Körper und Geist sich wohl befinden. Diese Stimmung aber kann sich Niemand geben; sie hängt von zu vielen Zufälligkeiten ab. Auch treten in der empfindsamen und reizbaren Natur des ächten Kritikers leichter Störungen ein als bei andern Sterblichen.

Nach dem Gesagten ergibt sich von selbst, weshalb einheitliche kritische Leistungen selbst der grössten Ingenien immer manches zu wünschen lassen. Auch wenn ihnen die zur Vollendung ihres Werkes nothwendige Zeit genügend zugemessen war (was, beiläufig gesagt, bei Bentley's Horaz und Terenz nicht der Fall war): die zu eben dem-

selben erforderliche Stimmung sich immer zu geben liegt nicht in ihrer Macht. Bei zeitweiligem Erschlaffen der Spannkraft begegnen ihnen gelegentlich sogar Versehen, wie sie selbst einem Duodezkritiker kaum passiren. Bedenkt man ausserdem, dass jeder Autor, auch der nüchternste, correcteste und gleichmässigste Prosaiker, gelegentlich in sprachlicher, logischer und sachlicher Hinsicht unerwartete, ja unberechenbare Sprünge macht (da der menschliche Geist kein Uhrwerk ist, das, wenn aufgezogen, ruhig bis zum Ende fortläuft), dass ferner schon wegen der mangelhaften Ueberlieferung in jedem Schriftwerk des Alterthums stets eine Anzahl Stellen zurückbleiben werden, für die eine definitive Herstellung des Originals nicht wohl möglich ist, weil die vorliegenden Schäden entweder gar nicht oder auf verschiedene Weise beseitigt werden können, so wird sich Niemand wundern, dass selbst die vollendetsten Leistungen der divinatorischen Kritik, z. B. der Bentley'sche Horaz oder der, wenn auch erheblich niedriger stehende, Lachmann'sche Lucrez, vielen Widerspruch zu erwecken im Stande sind. Jemehr man jedoch solche Werke studirt, desto gründlicher wird man sich überzeugen, dass es leicht ist, an ihnen zu tadeln, aber meist schwer, sehr schwer, etwas besser zu machen. Nur die Unreife oder die Eitelkeit wird sich deshalb beeilen, wenn einmal, was selten genug geschieht, ein Meisterwerk der divinatorischen Kritik erscheint, an einer solchen Leistung den eigenen Scharfsinn zu documentiren. Der echte Kritiker wird in seinem wie der Wissenschaft Interesse es vorziehen, durch ein Lustrum oder noch länger stillschweigend zu bewundern und zu geniessen.

Nur der Unverstand kann von einer kritischen Aus-

gabe verlangen, dass sie überall das Richtige gebe, d. h. mit dem Archetypus des bezüglichen Schriftwerkes durchweg congruiren: sie ist vielmehr mustergültig, wenn sie nirgend etwas bietet, was nachweislich für den behandelten Autor aus sprachlichen, metrischen, logischen, ästhetischen oder stofflichen Gründen unmöglich ist. Und da auch dies bei der menschlichen Schwäche nicht vollkommen zu erreichen, so steht der Kritiker am höchsten, der am wenigsten gegen diese Anforderungen verstösst.

Wenn ich übrigens nach meinen eigenen Erfahrungen urtheilen darf, so ist am leichtesten die Kritik umfangreicher und zugleich ganz oder doch beinahe vollständig erhaltener Schriftwerke; schwerer die kleiner oder doch nur in zersplitterten, wenn auch umfänglichen Bruchtheilen vorliegender; am schwersten jene räumlich unbedeutender Fragmente, mögen sie auch noch so zahlreich sein.

Uebrigens scheint es, als ob die Neigung und der Eifer für blos kritische Ausgaben allmählig sich stark vermindere. Dass die Erwägung der eben dargestellten Schwierigkeiten den Grund zu dieser Erscheinung böte, ist freilich zu bezweifeln: eher darf man annehmen, dass man der in unserm Jahrhundert häufig mehr als billig vernachlässigten Exegese wieder grössere Aufmerksamkeit zuwendet.

Doch ich kehre zum Thema zurück!

Was die von mir früher aufgestellte Forderung betrifft, es solle der philologische Professor hauptsächlich seine Collegien dem Bedürfniss der künftigen Gymnasiallehrer anpassen, so hat Ritschl dieser, wie wir gesehen haben und auch Professor Pomjalowsky S. 59, 60 anerkennt, nicht entsprochen. Doch ist der Vorwurf unbegründet, dass er nur Gelehrte ausgebildet, nicht Lehrer

für Gymnasien. Schon der Umstand, dass anerkannte Pädagogen Deutschlands mit Vorliebe Schüler Ritschl's zu Lehrern an ihren Gymnasien suchten, könnte jene Ansicht widerlegen. Aber auch der Theorie nach ist sie nicht begründet. Denn, wie Professor Pomjalowsky vortrefflich sagt, Ritschl zeigte bei seiner Erklärung der alten Autoren und seiner Beschäftigung mit den Seminaristen sich als einen solchen Meister in der Interpretation und Pädagogik, dass die künftigen Gymnasiallehrer sich eigentlich nur seine Kunst eigen zu machen hatten, um später in ihrem Amte die Autoren des Alterthums zweckdienlich und erfolgreich mit ihren Schülern behandeln zu können. Und dies ist doch die Hauptaufgabe eines jeden Lehrers der klassischen Sprachen auf Gymnasien. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn unter Ritschl's Schülern neben einer Menge Universitätsprofessoren eine ansehnliche Anzahl tüchtiger Lehrer und Directoren von Gymnasien figurirt. Auch haben sich manche durch gediegene Schulbücher einen Namen gemacht.

Als ein schönes Denkmal der Pietät seiner Schüler, das ebenso seiner wissenschaftlichen und pädagogischen Bedeutung als seiner Persönlichkeit galt, erwähne ich schliesslich hier die umfangreiche »symbola philologorum Bonnen-sium«, eine Sammlung philologischer Arbeiten verschiedensten Stoffes, die zur Feier seiner 25 jährigen Lehrthätigkeit in Bonn 1864 begonnen und 1867 zum Abschluss gebracht worden ist.

Es lässt sich nicht verkennen, dass der blühendste Theil von Ritschl's pädagogischem Wirken in die Zeit seiner Bonner Professur fällt, dass dasjenige, was die Philologen bald lobend, bald tadelnd als »Schule Ritschl's«

bezeichneten, sich am eigenartigsten und schärfsten bei den Schülern der Bonner Periode ausprägte. In Leipzig floss der Strom seiner Schüler zeitweilig noch breiter, aber auch flacher, ausserdem nicht selten getrübt durch fremdartige Einflüsse.

Aus der Bonner Zeit stammt auch, um dies beiläufig zu sagen, sein Verdienst um Heranbildung tüchtiger, mit Sachkenntniss und Liebe zum Beruf erfüllter Bibliothekare, wozu ihm seine Stellung als Vorsteher der Bonner Universitätsbibliothek Anlass gab. Seitdem hat sich, hauptsächlich durch die unablässigen Bemühungen eines seiner geiegensten Schüler, immer mehr in Deutschland die Ueberzeugung Bahn gebrochen, dass die Kenntniss des bibliothekarischen Berufes nicht möglich sei ohne genaues Studium der Bibliographie und der zahllosen praktischen Handgriffe, welche die Verwaltung und Verwerthung so umfangreicher und wichtiger Institute, wie die Universitäts-Bibliotheken sind, erfordert, mit anderen Worten, dass nur solche zu Bibliothekaren geeignet sind, die sich speciell zu diesem Amte vorbereitet haben, dass ferner die oberste Leitung jener Anstalten immer eine ganze Kraft erfordert, sie also nicht als Appendix anderer Aemter oder gar als Sinecure vergeben werden darf. Entsprechend dieser richtigern Erkenntniss hat man dann auch die Besoldung und die ganze äussere Stellung der Bibliothekare erheblich verbessert, da früher die meisten dieser Herren bei sehr knappem Gehalt und theilweise mit ziemlich wunderlichen Titulaturen ein precäres Dasein fristeten.

Am Schluss dieser Schrift gedenke ich noch der näheren Beziehungen, in die Ritschl während der letzten Jahre seines Lebens zu Russland trat.

Im Jahre 1873 fasste das K. Ministerium der Volksaufklärung, zur thunlichsten Beseitigung des Mangels an Lehrern der klassischen Sprachen in Russland (zu welchem Zwecke bekanntlich seit 10 Jahren das historisch-philologische Institut in Petersburg und seit 2 Jahren das in Nesjhin wirken) den Plan, in Leipzig ein Seminar zu errichten, in welchem sich Studirende, besonders slavischer Nationalität, zu russischen Gymnasiallehrern ausbilden könnten. Zu diesem Zwecke trat der wirkliche Staatsrath A. I. Georgiewsky mit Ritschl während des Sommers 1873 in Verbindung und entsprechend den mit diesem Herrn getroffenen Verabredungen entwarf Ritschl ein Programm der Bestimmungen, welche für Aufnahme in das Seminar und für die pädagogische Praxis desselben gelten sollten. Da ich damals grade durch Leipzig kam, erwies mir Ritschl das Vertrauen, mein Ansicht über den Inhalt des Programms zu erfragen, und ich fand dasselbe mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten so vortrefflich, wie man es nur wünschen konnte. Besonders verdiente alle Anerkennung, dass Ritschl, der, wie wir gesehen haben, sonst mehr die Bildung von Gelehrten als von Lehrern ins Auge fasste, hier ganz und gar seine Aufmerksamkeit auf die praktischen Interessen des Gymnasialunterrichtes concentrirte. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, Herrn Georgiewsky zu sagen, dass, wenn man ein solches Seminar im Auslande gründen wollte, Ritschl entschieden die geeignetste Persönlichkeit zur Leitung desselben sei.

Im Herbst 1873 ward das Institut eröffnet. Ritschl behielt die Oberleitung des Ganzen und einen Theil der Lectionen, während er für die übrigen jüngeren Lehrkräfte heranzog. Zu Ostern des Jahres 1876 wurden die ersten

Studenten mit dem Zeugniß der Reife zur Ausübung des Lehrberufs innerhalb der alten Sprachen nach Russland entlassen. Leider verminderte die Krankheit, die seit dem Winter des Jahres 1875 Ritschl befiel, seine Thätigkeit am Seminar, wie sie ihn auch bei seinen übrigen Vorlesungen behinderte, und nur zu bald endete sein Tod diese neue Wirksamkeit für immer.

Ferner hat seit dem Jahre 1873 das historisch-philologische Institut alljährlich junge Männer nach Deutschland geschickt, um sich auf der Leipziger Universität, hauptsächlich unter der Leitung von Ritschl und Curtius, in den philologischen Disciplinen weiter zu üben und zu bereichern, und sich so zur Uebernahme einer philologischen Professur in der Heimath vorzubereiten.

Ritschl wandte ihnen, wie überhaupt den klassischen Studien in Russland, stets lebhaftes Interesse zu, empfing sie freundlich und unterstützte sie mit seinem Rath, wo immer sie denselben nachsuchten.

Ich bin am Ende meiner Darstellung angelangt. Panegyriken zu schreiben ist nicht meine Art: auch erweist man Todten einen schlechten Dienst, wenn man anders über sie als mit strengster Wahrhaftigkeit berichtet. Schon wahres Lob findet oft ungläubige Zuhörer, weil, wie Salust vortrefflich bemerkt, ein jeder von fremden Leistungen am liebsten den Theil glaubt, dessen er auch seine Persönlichkeit fähig hält. Und diese Persönlichkeit ist in der Fälle Mehrzahl weder sehr geistreich noch sehr bedeutend. Ist das Lob nun aber hyperbolisch, sei es aus Mangel an Kritik, sei es aus persönlichem Interesse, so tritt die Reaction nur desto schneller und bitterer ein. Der bekannte Spruch »de mortuis nil nisi bene« findet

also höchstens Anwendung, wo es sich um unbedeutende und gleichgültige Persönlichkeiten handelt. Glücklicherweise bedarf es keines Panegyrikus, um Ritschl dem liebevollen Andenken aller derer zu empfehlen, welche das Studium des klassischen Alterthums hochschätzen, sowohl als Vermächtniss früherer Jahrhunderte, wie als bestes Mittel, die Keime des Guten und Schönen in den Gemüthern der Jugend zu erwecken, dieser das Wesen und nicht den Schein wahrer Bildung zu bringen.

So lange es noch solche Männer gibt (und wir hoffen, sie werden nie ganz aufhören), wird auch Ritschl im Gedächtnisse fortleben, zugleich als ein ausgezeichnete Gelehrter und als einer der ersten Lehrer des 19. Jahrhunderts.
